Weimarische Beiträge

zur

Literatur und Kunst

von

**K. Brüger, Franz Dingelstedt, Karl Eitner, Reinhold Köhler,
Hans Köster, A. von Maltitz, J. Marshall, H. Rassow,
A. Schöll, G. Th. Stichling, Ludwig Stiebritz**

zur Feier der

fünf und zwanzigjährigen Wirksamkeit

der

Kranken-, Pensions- und Wittwenkasse

für die Buchdrucker-Gehülfen zu Weimar

am 24. Juni 1865.

Zum Besten dieser Anstalt.

Weimar

in Kommission bei Hermann Böhlau

1865.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Durchlauchtigsten Großherzoge

Carl Alexander August Johann

und

Ihrer Königlichen Hoheit

der Durchlauchtigsten Frau Großherzogin

Wilhelmine Marie Sophie Louise

in

tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Vorwort.

In den früheren Zeiten waren die Jünger der Buchdruckerkunst, wenn sich ihnen das Alter nahte, unter den Genossen aller übrigen Geschäfts-Zweige, am verlassensten; der Verdienst gestattete keine Ersparnisse für's Alter; sie fielen großentheils dem äußersten Elende und den Almosenkassen anheim.

Da traten im Anfange unseres Jahrhunderts Männer auf, denen das Elend ihrer Kollegen zu Herzen ging, und die darum zur Gründung von Unterstützungskassen Anlaß gaben.

Und als das vierhundertste Jubeljahr der Buchdruckerkunst herannahte, wurde neben den vielen großen, die Sinne in Anspruch nehmenden Festlichkeiten auch an manchen Orten in stillerer Weise der Humanität ihr Opfer gebracht.

So auch in unserm lieben Weimar. Dem Unterzeichneten war es eine Herzenssache, ein Denkmal zu stiften, das dem Elende, der Noth entgegen arbeiten sollte: Ein Gutenbergs würdiges Denkmal für die leidende Menschheit.

Nach Aufforderung von Seiten des Unterzeichneten traten die Buchdrucker-Gehülfen Weimars schon im Anfange der dreißiger Jahre zu einem Vereine zusammen; später schlossen sich die Mitglieder neuerstandener Officinen an; es wurden wöchentliche Einlagen festgestellt und bestimmt, aus denselben zum Jubelfeste eine Unterstützungskasse zu gründen. So groß aber auch diese Sammlungen unsern Kräften nach waren, so konnten sie doch das nicht gewähren, was wir bezweckten, es mußten andere Hülfsquellen mit erschlossen werden.

Der Unterzeichnete wandte sich vertrauensvoll mit der Bitte um literarische Beiträge zu einem zu druckenden Festwerke an die Schriftsteller Weimars, und dieses Vertrauen wurde auf das Glän-

zendste gerechtfertigt. Unter dem Vorsitze des Kanzlars D. Friedrich von Müller bildete sich ein Verein von Männern, welche Beiträge lieferten, die gelieferten ordneten und den Druck überwachten.

Unser am 24. Juni 1840 erschienenes Weimarisches Album war das Resultat aller dieser Bemühungen, und wurde nicht allein in Weimar, sondern überall freudig begrüßt.

Von dem, durch reiche Schenkungen, besonders von Seiten unserer allerhöchsten Herrschaften bedeutend angewachsenen Erlöse wurde die Stiftung gegründet und der Unterzeichnete fühlte sich hochbeglückt, als er am 24. Juni 1840, dem Eröffnungstage der Gutenbergs-Stiftung, dem Vereine ein Kapital von 1800 Thalern übergeben konnte.

Heute, am fünfundzwanzigjährigen Jubeltage des segensreichen Bestehens genannter Stiftung, entsteigt von Neuem den Herzen aller Genossen der innigste Dank gegen alle die hochverehrten Männer und Frauen, welche die Sache vor fünfundzwanzig Jahren so werkthätig unterstützten; denn unter des Allmächtigen Schutze und Schirme wirkte die Anstalt bis zum heutigen Tage, Thränen trocknend und Kummer stillend, gegenwärtig außer den Kranken fünf Wittwen und drei Pensionäre unterstützend.

Im Hinblicke auf den heutigen Jubeltag glaubte der Vorstand der Anstalt es aber auch wagen zu dürfen, noch einmal an die gegenwärtigen Schriftsteller Weimars die Bitte zu richten, auch ihrerseits literarische Beiträge zum Drucke eines Werkes, dessen Ertrag dieser Kasse zufließen soll, gütigst zu spenden. Auch diese Hoffnung, dieser feste Glaube, daß jede gute Sache ihre Unterstützung, ihre Förderer findet, hat sich wiederum auf das Herrlichste bewährt. Der Unterzeichnete spricht im Namen aller seiner Vereins-Genossen gegen alle verehrten Geber seinen wärmsten Dank aus, und blickt vertrauensvoll und gläubig zu dem Ewigen empor: Er werde dieses, in Seinem Namen begonnene gute Werk auch ferner schützen und schirmen.

Weimar am Johannistage 1865.

Holzapfel.

Goethe's Verhältniß zum Theater

von

A. Schöll.

Es ist nicht meine Absicht, das Verhältniß unseres großen Dichters zur Schaubühne in einer geschichtlichen Ausführung durchzugehen. Sieht man auf Goethe's Dramenproduktion, so hat man einen Zeitraum von 58 Jahren vor sich — so lang ist es von der effektvollen Erscheinung des Götz 1773 bis zu der des vollendeten Faust 1831. Sieht man auf seine dramaturgische Thätigkeit: auch diese — von seiner Leitung des fürstlichen Liebhabertheaters bis zu seinem Rücktritt von der Hoftheaterdirektion — erstreckt sich über 41 Jahre, von Anfang 1776 bis in den Anfang 1817. Eine Auseinandersetzung von Goethe's Leistungen und Wandlungen in diesen Wirkungszweigen würde sehr weitläufig, eine bloße Uebersicht des Thatsächlichen als trockenes Register von großentheils Bekanntem lästig werden. Eine beurtheilende Uebersicht, die recht gut ist, haben wir schon. Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst hat das Thatsächliche von Goethe's dramaturgischen Absichten und Einflüssen achtsam zusammengestellt. Devrient hat nicht verkannt, daß durch Goethe's Führung die deutsche Schauspielkunst ihren, wie er sich ausdrückt, erhabensten Aufschwung gewonnen, eine innere Veredlung, die sie zu der Poesie und der Befriedigung der Gebildetsten in ein würdiges Verhältniß brachte, und daß mit diesen Intentionen Goethe „die Bühnenpraxis der besten Schauspieldirektoren in einer Handhabung der Studien und Proben zu vereinigen wußte, welche die

Wirkungen bis an die Grenze des Möglichen sicher stellte.“ Läuft bei Devrient zwischen dieser wesentlich richtigen Auffassung Einzelnes über die Schulstrenge, die gedrückte Lage der Schauspieler, den Autokratismus mit unter, was ihm eine wenig genaue mittelbare Tradition zuschob, so lassen hiefür sich jetzt genügende Berichtigungen aus den Aktenstücken der weimarischen Theaterverwaltung entnehmen, die Pasqué mit einem sehr dankenswerthen Fleiß zusammengebracht, geordnet und herausgegeben hat. Von einer umfassenden Arbeit über die Geschichte des Weimarischen Theaters, die unsern Hofrath E. Weber seit vielen Jahren beschäftigt, haben so eben einige ausgewählte Abschnitte von vorzüglichem Belang die Presse verlassen.*)

Was ich in diesem Felde mannichfaltiger Erinnerung und Betrachtung hervorheben will, das ist die sittliche Seite im Verhältniß des Dichters zum Theater, die edle Menschlichkeit, in der Goethe eine entschieden sittliche Haltung mit der Zweckmäßigkeit der Oekonomie und den Erfolgen der Technik in der Spitze zusammenführte. Unnöthig ist es nicht, auf diese Seite zu dringen. Denn bei aller Unleugbarkeit der Resultate, die Goethe's Bühnenleitung erreicht hat, wollen ganz verständige Historiker immer noch finden, daß er in den beiden Anfangsperioden erstlich der Liebhaberspiele, dann des eingerichteten Hoftheaters ohne sonderlichen Ernst und Fleiß eben nur sich habe gehen lassen. —

Goethe's Thätigkeit für die poetischen Spiele des herzoglichen Hofs und in ihnen bezeichnet Devrient nicht unrichtig als eine geniale Vorübung experimentirender Art, um in einer leicht beweglichen Praxis den Umfang poetischer und scenischer Möglichkeiten durchzukosten.

Aber diese Beweglichkeit, die einem recht deutlich wird, wenn man die barocke Phantastik in der „geflickten Braut“ mit der genauen Genrebildlichkeit in den „Geschwistern“, das fastnachtsmäßige „Narrenschneiden“ mit dem idyllischen Liederspiel „die Fischerin“ vergleicht, hatte noch ein anderes Gemeinschaftliche als die Experimentirlust, welches eben so wenig von Cholevius bemerkt wird, der

*) Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Von E. W. Weber.

in seiner schätzbaren „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ alle diese Dramolete Goethe's für flüchtige Tagespoesieen erkennt, wenn auch mit einem gewissen Fortschritt im poetischen Gehalt. Er hätte die innere Einheit nicht verkennen sollen, Goethe's eben so freisinnigen und humoristischen als auch wieder zarten und wohlwollenden Anschluß der Thätigkeit an's Gegebene der Personen, Zustände, Stimmungen. Dem entfloß eben so wohl die Mannichfaltigkeit und der leichte Wechsel der Spiele und Stylformen; indem es darauf ankam, gerade die Neigungen und Bestrebungen, Talente und Kräfte, wie sie im wirklichen Kreise sich boten in den fürstlichen Personen, den Hofleuten, den zugezogenen und zugelassenen Artisten und Dilettanten miteinander zu beschäftigen, die Stimmungs-Elemente, wie die zeitlichen Zustände sie brachten und wechseln ließen, ermunternd oder weckend, versöhnend oder hebend zum geselligen Leben zu bringen, einen wohlthuenden Einklang zu bewirken oder herzustellen. So verband des Dichters Betrieb den mütterlichen und den jungen Hof, den Adel und die Stadt, Höhere und Geringere, älteren und neueren Geschmack, Natur und Bildung auf einem Boden der Erholung und Sympathie. Er schlang das social Geschiedene so zusammen, daß jeder Theil unschuldigen Vortheil gewann, nahm die Zustände so hinüber in's ideale Spiel, daß Reibungen komisch verbrausten, Affekte sich läuterten, Mißgefühle sich sänftigten, Huldigungen verschönten. Humanes Gemeinleben war der Grundton dieser Wandlungen, und wo diese dienende und werbende Hingebung des Dichters durch ungesuchte Neigung volle Wahrheit gewann, da strahlte so sittlich edle unvergängliche Poesie empor wie in Iphigenie.

Von dieser ersten Periode seiner Bühnenleitung hat Goethe selbst das Resumé gegeben. Er führt darin die Rührigkeit und Kontraste dieser Wald- und Parkdramen, Masken und Festsaalschauspiele uns reizend vorüber, und er läßt den ideal-politischen Geist, in welchem dieser heitre Kunststaat von dem ernsten Staatsleben, in dem er einbegriffen ist, mit seiner Aufgabe und Mechanik, seinen Sorgen und Erfolgen das Wiederspiel darstellt, lebenstreu uns in der Gruppe des wirklichen Personals der dienenden Kräfte schauen, im Antheil ihrer Talente und Bedürfnisse am Zu-

rüsten und Bilden dieses Mikrokosmus, der aus gebrechlichen Stoffen ein rührendes Dasein zaubert. Die Humanität des Dichters, die von diesem Zusammenwirken die Seele war, beseelt auch diese Darstellung desselben. Sie drückt in der Familiarität, welche die untergeordneten Organe, den Koulissenmaler, den Schneider, den Hofjuden individuell mithereinnimmt und in der hohen Wärme sich aus, welche die gesammte Schilderung concentrirt, auf das Charakterbild des Maschinenmeisters Mieding, des kränklichen, aber erfinderisch unermüdlichen, armen, aber genialen Zaubertechnikers. Der Tod des Arbeitsfrohen sammelt im Spiegel der Rührung die unentbehrliche, sein selbst vergessende Geschäftigkeit des Tausendkünstlers. Indem der Dichter diese Selbstopferung Mieding's in uneigennütziger Berufslust an seinem Sarge kränzen und preisen läßt durch Korona Schröter, die hierbei leibhaft in der Weihe natürlicher Schönheit und Kunstbegeisterung erscheint, gipfelt sich sein poetisches Gemälde dieser ersten Weimarischen Theaterepoche im sittlichen Prinzip der Dramatik, das er zugleich ausspricht und übt. Denn er hat die menschenverbindende Macht des Schönen in dieser Trauerfeier Mieding's und reinen Sympathie der Korona so individualisirt, daß er in der Mitte seines wirklichen Theatervölkchens diese zwei verschiedenen, aber musterhaftesten Gestalten, den genialen Mechaniker und die seelenvolle Schauspielerin mit der Plastik seiner eigenen Sympathie völlig und unverlöschlich vergegenwärtigt und dem immer wieder erwärmten Gefühle der Nachwelt als Unsterbliche überliefert hat.

Einen in dieser Vollwirklichkeit und Wärme beweisenden und bewahrenden Rechenschaftsbericht hat noch kein zweiter Intendant hinterlassen. So manifestirt der Dichter schon in dieser Vorperiode den höchsten theatralen Begriff, den der geselligen und gesellenden Kunst.

Nun die zweite Periode, die nach 7 Zwischenjahren eintrat im Frühjahr 1791, wo aus den Trümmern der Belluomo'schen Truppe und Hinzugeworbenen ein stehendes, obwohl im Sommer auswärts gastirendes Hoftheater gebildet ward. Hier kann man wieder einen Vorübungsabschnitt von 8 Jahren rechnen bis zur dramaturgischen Verbindung Goethe's mit Schiller. In diesem Anfang findet nun

Devrient Goethe's Dirigiren „wenig angestrengt". Daß sein Sinn und Wirken ganz im Theater aufgehe, war freilich zu fordern unmöglich von einem Manne so umfassenden Berufs, den sein Genius in Naturforschung und Studien bildender Kunst, in neue Wege epischer Dichtung, wie des noch nicht vollendeten W. Meister, des Reineke, Hermann und Dorothea, in Elegieen- und Epigrammenplastik hineingeleitet hatte, und den dabei das Vertrauen seines Fürsten mit noch andern Bildungsanstalten als dem Theater und mit persönlichen Ansprüchen beschäftigte. Gleich in's zweite Theaterjahr fällt vom August bis Dezember Goethe's Zureise zu seinem Herzog auf dem schauerlichen Feldzug in der Champagne und die beunruhigte Rückreise, in's dritte vom Mai bis August, die Gesellung zum Herzog bei der Belagerung und Einnahme von Mainz, in die folgenden zunehmende Geschäfte in Jena nebst dem produktiven Verhältniß zu Schiller's Horen und dem Musenalmanach und den Studien Heinrich Meyer's. Unter alledem war, was Goethe damals für's Theater that, nicht wenig.

Aus seinen eigenen Angaben in den Jahresheften, daß er den Dittersdorf'schen Operetten und verwandten französischen und italienischen, nicht ohne Sorge für Textbesserung Spielraum gegeben, ferner, daß an der Tagesordnung Schröder's, Iffland's, Kotzebue's Stücke gewesen, auch Hagemann und Großmann etwas gegolten, und er, selbst ein Stück wie Maier's Sturm von Boxberg zugelassen, damit man auch das einmal gesehen habe, hieraus schöpft Cholevius mit Andern den mißverständlichen Vorwurf, Goethe's damalige Direktion habe statt klassischer die seichtesten Dramen gebracht. Goethe hätte wohl die nicht vorhandenen deutsch-klassischen oder klassisch-verdeutschten Dramen sammt den fehlenden Schauspielern für solche, und dem für sie empfänglichen Publikum, das eben so wenig da war, aus dem Boden stampfen sollen? — Die genannten Singstücke und Schauspielarten herrschten damals, nebst niedrigern, im Repertoir aller, auch der größten deutschen Bühnen, in der ausschließlichen Routine der Truppen, und in der Gunst des Publikums ganz und gar.

Der ausgezeichnete Schröder hatte in der zweiten Periode seiner Direktion zu Hamburg 1787 mit Schiller's Dom Carlos in

Jamben einen Erfolg erreicht, den damals keine andre Bühne nur zu unternehmen gewagt. In den nächsten Jahren suchte er von deutschen, französischen, englischen Dramen ernsteren Styls, was er wählen konnte, so sorgfältig in Scene zu bringen, als seiner tüchtigen Technik möglich war, er vermochte aber damit den Geschmack nicht zu bestimmen, er mußte gleichfalls ein Verhältniß seiner Bühne zum Publikum vorzugsweise mit Iffland's und Kotzebue's Stücken suchen. Dennoch konnte er für das Schauspiel das Interesse nicht erobern, wie für die Dittersdorf'schen und ähnlichen Operetten. Schröder wollte sich 1790, also im Jahre, wo Goethe seine Theaterdirektion antrat, mit Entlassung der ausschließlich singenden Mitglieder auf das Schauspiel beschränken. Umsonst. Schon im Oktober des Jahrs war er genöthigt, das Singspiel neu einzurichten und neben den wenigen angehenden schönen Opern von Mozart, den leichteren von Salieri oder Wranitzki mußte er jene zahlreicheren leichtesten und die Wiener Possen mit Gesang den Raum für das Schauspiel verengen, mußte im Schauspiel eben jene Lust- und Rührstücke Großmann's und Kotzebue's die wenigen gehaltvollern Dramen überwuchern lassen. Auch in Berlin eröffnete noch 1801 der zur Hebung des Residenztheaters hinberufene Iffland das neue Schauspielhaus mit Kotzebue's Kreuzfahrern.

Hätte also Goethe seinen eigenen hohen Kunstbegriff sofort von seinem Theater fordern wollen: er wäre damit nur in eine ganz unfruchtbare Negation gefallen. Statt dessen ließ ihn seine Humanität vor allem das wirklich Gegebene, das ihm selber weniger als Einem genügen konnte, verbindlich annehmen, um es, gehoben, auf natürlichem Weg zum Bessern zu leiten. Indem er die Stücke annahm, die er als wirkende antraf, die Schauspieler-Bildung, wie sie zu haben, und das Publikum, wie es zu gewinnen war, verhielt er sich zu allen Theilen harmonisch. Dadurch aber, daß er dies Miteinander und Füreinander beim Wort nahm, zum Programm der Direktion, Kanon der Uebung, Zweck der Anstalt nahm, machte Goethe den adoptirten Zustand zur Mutterschale des wahren Kunstprinzips.

Den vorhandenen läßlichen Naturalismus der Schauspieler führte Goethe hinüber in bewußte anständige Aufmerksamkeit durch

eben diese Anfeuerung, verbindlich für einander zu spielen und, was damals andere Dramaturgen sie gerade vergessen hießen, niemals zu vergessen, daß sie miteinander für das Publikum spielen. Damit ward aus der Konzession ihres Einwirkens in den mitgebrachten Fertigkeiten die Schule eines geselligen Geistes und aus der Anknüpfung an der Einzelroutine der Fortschritt zum künstlerischen Ensemble. Der sittliche Zug, der an diesem Zusammenspiel die gemeinsame Achtung für das Publikum fühlbar machte, wandelte auch in diesem den mitgebrachten Geschmack in gesellige Neigung, die Vergnügenslust in Gefallen an Bildung und zunehmenden Kunstsinn. Und so pflegte Goethe in dem theatralen Apparat und Geschmack, die er vorfand, durch Erwärmung ihrer Wechselseitigkeit einen Familiengeist herauf, der die Harmonik, welche das Vollkommene der Technik und das Schöne der Wirkung gibt, zur wirklichen Bewegung einer Theaterschule und sittlichen Blüthe der öffentlichen Anstalt machte.

Nicht mehr und nicht weniger als diesen rein menschlichen Sinn und Zweck, der die ideale Einheit der Kunstvorstellung als sittlichen Einverstand und zum sittlichen Einverstand verwirklichen will, sprach der Meister in dem Prolog aus, den er zur Eröffnung des neuen Hoftheaters am 7. Mai 1791 der Vorstellung von Iffland's Jägern vorhergehen ließ.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein ausgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor Euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in uns'rer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Dieser Prolog ist so musterhaft als einfach. Nur natürlich und bescheiden scheint er das Bedürfniß der Gesellschaft, daß sie wohlwollend aufgenommen werde, vorzutragen und wendet dies Geständniß unmittelbar zur Vorstellung des reinsten Kunstbegriffs, dieser Einstimmigkeit zum Ganzen, die, nur langsam zu erreichen, einen eben so hohen Anspruch an die Schauspieler als an eine nur billige, aber nicht träg nachsichtige, sondern in der Billigkeit strenge Theilnahme des Publikums feststellt.

So setzte der Meister diese Schule sofort in Gang in der Anwendung des gegebenen Repertoirs und der herkömmlichen Kombination der Spielkräfte — zu einer Steigerung und Erweiterung der Fähigkeiten und Verstärkung des kunstgeselligen Sinnes.

Da die bereiten Mittel eine große Truppe nicht erlaubten, das Publikum aber doch neben Schauspielen Operetten verlangte, war von der Sitte der bis dahin vorherrschenden wandernden und auf Zeit gemietheten Truppen Das aufzunehmen, daß dieselben Stücke in einer öftern Wiederholung, als es jetzt ertragen wird, gespielt wurden und das Personal der Oper und des Schauspiels eines war. Die bei den bisherigen Truppen coulantesten Mitglieder waren zu Oper und Schauspiel gleich routinirt, und die, welche nur einer Gattung geeignet waren, mußten doch in der andern möglichst aushelfen; nur so konnten von kleinen Truppen beide Gattungen besetzt und nur bei öfterer Wiederholung derselben Stücke konnte diese Inanspruchnahme der meisten Kräfte für fast jede Aufführung von einer im Ganzen nur kleinen Truppe prästirt werden. Indem nun

Goethe zu diesem schon herkömmlichen öfteren Wiederbringen derselben Vorstellungen solche nahm, die bereits wohlbeliebt oder den beliebten durch Verfasser und Styl verwandt, darum auch für die überkommenen verschiedenen Schauspieler die handlichsten waren, wurden ihm diese die Mittel, um die neu zusammengekommenen Mitglieder sich am müheloseſten und in Folge der Wiederholung sichersten zueinander stimmen und miteinander einspielen zu lassen. Und unter diesem Wiedergeben des schon Gelernten und immer Geläufigern blieben Zeit und Kräfte der Mitglieder geschont genug, um ihnen das Vornehmen neuer Aufgaben mit höheren Anforderungen und methodische Einstudiren derselben unter seiner Anleitung anmuthen zu können. So betrieb er verträgliche Stylreinigung im Alten und ruhige Anbahnung von Leistungen höheren Styls.

Dies war in Betracht des Repertoirs die Weise des Fortschritts, wie sie gleich im ersten Jahr seiner Hoftheaterdirektion sich zeigt. Es wurden in diesem im Ganzen 112 Vorstellungen zu Weimar, Lauchstädt und Erfurt gegeben, davon 55 zu Weimar, die ersten 14 in Weimar vom 7. Mai bis 7. Juni, eine am 6. September, 40 vom 1. Oktober bis letzten Dezember, dazwischen die in Lauchstädt im Juni und August, die zu Erfurt im September. Die ersten 14 zu Weimar nun enthielten keine Wiederholung, enthielten zwei sehr beliebte Schauspiele von Iffland, vier von Kotzebue, worunter zwei damals allgemein wirkende; als ein strenger dramatisch gespanntes Trauerspiel aber den Graf Essex nach dem Englischen, außerdem vier Singspiele, darunter die noch lange wohlgelittenen „Eingebildeten Philosophen“ von Paesiello und Dittersdorf's „rothes Käppchen“. Letzteres ward am 6. September zu Weimar wiederholt. Alle diese waren auch in Lauchstädt wiederholt worden, außerdem aber 16 noch nicht in Weimar aufgeführte gegeben, darunter Iffland's noch „neuer Herbsttag“, wie auch „Elise von Valberg“ nach dem Manuskript und zwei historische Dramen von dem damals florirenden Babo. In der zweiten Weimarischen Saison, vom Anfang Oktober bis Ende Dezember war nun die Mehrzahl der Vorstellungen Wiederholung der theils hier im Frühling, theils an den andern Orten schon gebrachten. Dies zum Vortheil des Einspiels der Truppe und der Zeitersparniß für gesteigerte Studien. Und diese letzteren bethä-

tigte Goethe einmal an zwei neuen vorzüglichen, mit Textbesserung verschönten Singspielen: Cimarosa's „Theatralischen Abenteuern" und Mozart's Entführung aus dem Serail, jene am 24. Oktober und 3. Dezember, diese am 13. Oktober und 8. Dezember aufgeführt, ferner durch die Uebung an seinem Groß-Kophta, der ohne seinen Namen am 17. und 26. Dezember zur Vorstellung kam, an Schiller's Dom Carlos, der, nach dessen neuer Bearbeitung zum erstenmal am 25. September zu Erfurt gegeben wurde und an Shakespear's König Johann, damals einem großen neuen Unternehmen, das er auf das Sorgfältigste einleitete, für Krüger als Faulconbridge, Becker als Hubert, besonders aber für die 13-jährige Neumann als Arthur förderlich, die bisher in leichten Lustspiel- und großentheils ganz unbedeutenden Knabenrollen beschäftigt, hier zum erstenmal ihr frühreifes Talent ganz nach des Meisters Sinn in der Vorstellung des 29. November auf das rührendste bewährte.

Diese vortheilhafte Vereinigung eines befestigten Repertoirs mit Hebung desselben durch bedeutende Neuvorstellungen, deren Scenirung und Proben er selbst leitete, befolgte Goethe durch die ganze Bildungsperiode des Hoftheaters.

Zu gleich methodischem Gebrauche verstärkte er die herkömmliche Rollen-Kombination der einzelnen Akteurs für Singspiel und Schauspiel zugleich dahin, daß er keinen festen Rollenbesitz des Einzelnen aufkommen ließ. Haupt-Sänger oder Sängerinnen hatten auch Neben-Rollen oder bloße Figuranten im Lustspiel und Drama zu machen, Helden und Heldinnen in diesen, auch wieder in solchen ganz untergeordnete Rollen, in Opern Bediente und Zofen, unerhebliche Sprechrollen und Statisten zu geben. Für ihre Gewandtheit und die immer frische Berücksichtigung des Verhältnisses ihrer Rolle zum Stück war dies sehr nützlich. Der tragische Held, der morgen im Lustspiel als Bauernjunge, hierauf in der Oper als Bediente aufzutreten, die Liebhaberin, die bald auch eine alte Frau oder einen Pagen zu spielen hatte, konnten sich in Gang und Gesten keine persönliche Spreizung, in der Stimme kein habituelles Pathos, keine immer gleich kadenzirte Sentimentalität angewöhnen. Ebenso wechselte mitunter die Besetzung einer vortheilhaftern und einer

ungünstigern Rolle in einem und demselben Lustspiel oder Schauspiel zwischen zwei Mitgliedern ab. In diesen Einrichtungen lag die nothwendige Anerkennung der Schauspieler, daß keine, noch so geringe Rolle gleichgültig, sondern als Beitrag zum Ganzen, von dessen Werthe gleichfalls betheiligt sei, daß keiner blos seine Rolle zu spielen habe, sondern schlechthin alle miteinander das Stück, ihre Aufgabe und Ehre solidarisch verbunden bleibe und das Verdienst des Einzelnen nicht nach dem Hervorstich der Rolle, sondern nach der Willigkeit und schicklichen Einstimmung zum gemeinschaftlichen Zweck und der Totalwirkung der Gesellschaft gemessen werde. So war Goethe's technische Methodik Erziehung der Künstler zur Empfindung und Uebung sittlicher Geselligkeit. So brachte er in das Schul-Manöver die Wärme des Familiengefühls. Und in diese Wärme des Familiengefühls versäumte er auch nicht das Publikum hereinzuziehen. Er ließ die Spätjahrsaison seines ersten Theaterjahrs mit Babo's Strelitzen und diesen 1. Oktober 1791 wieder mit einem Prolog eröffnen. Er lautet:

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.

Wir aber, die wir hier noch fremde sind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den Euern, und wir fühlen
Welch einen Vorzug uns dieß Loos gewährt.

Seyd überzeugt, der Wunsch euch zu gefallen
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
Als anderswo.
Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit desto froherm Sinn
Kommt ihr in dieses Haus, und hört uns zu,
Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß

Gekostet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der schönste Lohn von allem was wir thun,
Ist euer Beifall: denn er zeigt uns an
Daß unser Wunsch erfüllt ist euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger bestrebt
Sich jeder das zum Zweitenmal zu leisten
Was Einmal ihm gelang. O, seyd nicht karg
Mit eurem Beifall! denn es ist ja nur
Ein Capital das ihr auf Zinsen legt.

Wie einfach verbindlich läßt dieser Prolog die Truppe in dem Bewußtsein, daß sie schon eine sittlichthätige Gesellschaft sei, das Gefühl ihrer sozialen Einbürgerung und Angehörigkeit zur Gesellschaft der Hauptstadt ausdrücken und läßt sie es zum Anspruch der Empfänglichkeit des Publikums für ihr treugemeinsames Bemühen und seiner Aufmerksamkeit für das in der Leichtigkeit der Wirkung verschwindende Verdienst erheben. Das Publikum wird so der Schule familiarisirt, mit Kaptation auch für die Wiederholungen, wo jeder nur eifriger das, was ihm einmal gelang, wieder zu leisten strebe, und mit Andeutung des Größeren und Besseren, worin sich diese humane Zugewährung verzinsen soll.

Diesen ehrenverbindlichen Anspruch, mit welchem Goethe seine Schauspieler so vor dem Publikum einführte, flößte er ihnen durch seine Behandlung ein. Die Aufmerksamkeit auf die Scenirung, die Geflissenheit der Proben-Leitung, von einem Manne geübt, dessen Größe im Inland und Ausland galt, mußte ihren Stand und ihre Aufgaben in ihren eigenen Augen heben. Die Besten wurden innig erwärmt durch das humane Wohlwollen, das ihnen der Meister bewies.

Als Einer (so nannte sich der vorzüglichste Schauspieler des ersten Jahrs in Helden- und ernsten Liebhaberrollen) wegen pathologischer Rückwirkung seiner Hingebung auf seine Nerven um seine Entlassung vor Ablauf des Kontraktes bitten mußte, war die Art, wie sie Goethe zugleich in seinen Willen stellte und mit Schonung verzögerte, so wohlthuend, daß Einer schrieb: „Ew. Excellenz handeln gegen mich groß, Ihrer Denkart würdig, das ist Alles, was ich mit Worten sagen kann.“ Als Vohs, der damals neben Krüger

in Einer's Hauptrollen eintrat, nach lebhaftem mannichfaltigem Spieleifer acht Jahre später in krankhaftem Zustand seine plötzliche Veränderung durch auswärtige Debütrollen erwirken wollte, hielt ihm Goethe die Nothwendigkeit einer ruhigern Lösung zu seiner eignen Erholung mit Gründen vor, welche — gestand Vohs — „seine Verehrung forderten." Leißring, zu Anfang 1796 als entlaufener Student angekommen, von Goethe auf sechs Jahre verpflichtet, mit Lehrern im Singen, Tanzen, Fechten versehen und rasch zum beliebten Sänger und Schauspieler in jugendlichen und Humor-Rollen ausgebildet, fand sich im dritten Jahr wegen der lebelustig kontrahirten Schulden, — die er nachher aus der Entfernung alle bezahlt hat, — zur Wegflucht in eine äußerlich vortheilhafte Stelle gedrungen, er schrieb auf der Flucht an Goethe: „Es schmerze ihn, so tief in's Unglück gerathen zu sein, daß er einen Mann beleidigen müsse, den er als Vater ansehe, und der mit wahrer, väterlicher Liebe immer an ihm gehandelt habe. Was er auf der Bühne geworden, habe er Goethen zu danken". Von den Ersteingetretenen blieben der begabte Malcolmi, von Goethe selbst der unvergeßliche genannt, der solide praktische Genast (Vater) und mit einer nur kurzen Unterbrechung auch Becker bis an's Ende ihrer Laufbahn mit treuer Anhänglichkeit an Goethe gefesselt, wie denn auch später Eingetretene, Graff, Haide, Oehls sich nicht trennten.

Nur dieser in Goethe's Leitung von Anfang her gepflegte und erwärmte gesellige Kunstgeist machte es möglich, daß nach 7 Jahren die neuen großen Tragödien Schiller's, welchen die Truppe weder an Zahl, noch an Kräften eigentlich gewachsen war, doch durch ihre willigfleißige, sich selbst überschwingende Hingebung so edelwirksam in Scene traten. Dies für Wallenstein zu erreichen, mußte und konnte die jüngste Malcolmi, obgleich kaum 16jährig und bisher selten über Knaben- und Zofen-Rollen hinausgeführt, sich zur Parthie der Herzogin von Friedland schicken und sie so ausfüllen, daß man hier zuerst an ihr die nachmals so berühmte Wolf sah. Im Jahre darauf für Maria Stuart bequemte sich das junge Mädchen eben so trefflich zur Rolle der alten Hanna Kennedey, während die Hauptrolle der Maria, statt deren die begabte Jagemann sich zur schwierigern der Elisabeth entschloß, der strebsamen Vohs

Gelegenheit gab, ihre bisher mehr im naiven Ton und Gehaben erprobte Anmuth höher zu spannen.

Diese Bildsamkeit, die sich dergestalt im Anbruch der großen Epoche an Goethe's Truppe bewährte und der Geist, dessen Frucht sie war, der in Plan und Führung von ihm unterhaltene Geist sittlichen Wohlwollens, offenbarte schon in der Anfangsperiode sich ganz vorzüglich an einem seltenen Talent, der schönsten Blume der jungen Bühne, Christiane Neumann, deren rascher Entwicklungslauf nicht in die große Epoche hinüberreichte. Schon als kleine Christel lieblich recitirend, betrat sie die Hofbühne gleich bei der Eröffnung, in ihrem 13. Lebensjahre, verließ sie und das Leben im 19. Zögling Goethe's von Anfang, entfaltete sie in diesen sechs Jahren eine so vielseitige Begabung, daß Iffland, der als Gast 1796 vom 28. März bis 25. April mit ihr in fünfen seiner Stücke und zweimal in einem Schröderschen, und in noch drei andern Lustspielen und in Kotzebue's Sonnenjungfrau, wo sie Kora, Schiller's Räubern, wo sie Amalie, Goethe's Egmont, wo sie Klärchen war, zusammenspielte, bewundernd sagte, sie „könne alles." Goethe im Gedenken schon seines ersten Theaterjahrs bezeugt: König Johann von Shakespear war unser größter Gewinn. Christiane Neumann als Arthur, von mir unterrichtet, that wunderbare Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein. Hier zeigt sich wieder, wie für die gesellige Harmonik, aus welcher und zu welcher er die Kunstbildung bewegte, Goethe die ungesuchte Neigung, die ihm wahre Liebenswürdigkeit und reines Bestreben abgewann, zum Mittelpunkt seines thätigen Wohlwollens und homiletischen Uebereinstimmens der Gesellschaft machte. Er hat daher auch von dieser ersten Hoftheaterperiode und der Einheit auch in ihr seiner Kunsterziehung mit sittlichem Wohlwollen einen individuell überzeugenden Rechenschaftsbericht geben können, an der reinen Darstellung dieser musterhaftesten Blüthe seiner Pflanzschule und dieses wärmsten väterlichen Verhältnisses, das unmittelbar als Zeitigung des Schönen zu Tag trat. Ich meine jene Elegie: Euphrosyne, die ihm mitten in den Schweizer-Alpen die Nachricht vom Tode der Frühvollendeten in herrlichverklärenden Dichterthränen erpreßte. Er spiegelt darin am rührenden Vorgang seiner Probe mit ihr als Arthur die entzückende Entfaltung der

kindlichen Künstlerin an seiner Vaterbrust, vergegenwärtigt die edle und schöpferische Humanität, die der Maihauch der ganzen Kunstpflanzung war, und hat das lieblichste Geschöpf dieses vergangenen Mai's mit diesem lebenswahren Zeugniß unsterblich gemacht.

Die Neumann war von jener oben bezeichneten Methodik der leisen Repertoirbewegung und der tauschenden Rollen-Auf- und Niederführung das erste jüngste und virtuoseste Beispiel. Unmittelbar, ehe sie in Shakespear's König Johann excellirte, gab sie die Ernestine in Iffland's Herbsttag, unmittelbar darnach die Bärbel in den Jägern; zwischen zweimaligem Auftreten als Nichte im Groß-Kophta, den Schlorum in Beil's Schauspieler-Schule; dann Anfang 1792 in den Geschwistern die Mariane, Tags darauf in Shakespear's Hamlet den für Hamlet so rührend recitirenden Schauspieler, am 9. Februar wieder den Arthur, kurz darauf Bretzner's Hannchen, im Don Carlos und im Essex blos Pagen, bald, nach drei Lustspielrollen, im ersten Theil von Shakespear's Heinrich dem Vierten den gehänselten Kellnerjungen Franz, im zweiten den jungen Herzog von Glocester, nächst darauf den Junker Fritz im Muttersöhnchen und weibliche Hauptrollen in Jüngerschen Lustspielen. 1793 war sie Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Amalie in den Räubern, zwischen leicht naiven und leicht sentimentalen Rollen in komischen und Konversationsstücken, hernach die Gurli in den Indianern in England, die Dame in Schröder's Uebereilung, Heinrich Seefeld in Iffland's Scheinverdienst, im Herbsttag jetzt die Marie, im Mädchen von Marienburg die Kathinka und in der Zauberflöte eine ganz unbedeutende Rolle.

Auch in den folgenden Jahren, wo sie zu Hauptrollen in neuen Kotzebueschen, Ifflandschen und dergleichen Stücken, im Abbällino die Rosamunde, Benjowsky die Afanasia, Julius von Tarent die Blanka, Kabale und Liebe die Luise, Don Carlos die Eboli, Egmont Klärchen, Hamlet die Ophelia darstellte, war sie nicht nur die erste Schauspielerin der Gesellschaft, sondern auch die Aushelferin in der Mehrzahl der repertoirfüllenden Stücke mit ihrer Unermüdlichkeit und gefälligen Anstelligkeit für die mannichfaltigsten kleineren Rollen im populären Genre, Dämchen, Soubretten, Knaben — also die Hauptträgerin des Familien-Geistes der Truppe, aus dem Goethe ihr harmonisches Zusammenspiel hob.

Als verbindlichstes Mitglied der Gesellschaft und Liebling des Publikums war die Neumann eben so natürlich die Hauptvermittlerin der sittlichwohlwollenden Familiarität des Publikums für die Kunstanstalt und strebende Truppe. Das Vergnügen der Zuschauer ward so ein schöneres Mitgefühl, das Kunstinteresse wuchs mit einem Pulsschlag persönlichen Lebens, die Produktion gewann die höchste Form der Wirklichkeit, die individuelle. Dies trat vorzüglich in den Prologen und Epilogen in Sicht, mit welchen Goethe die Neumann als Vermittlerin des ganzen Gesellschaftsstrebens auftreten ließ. Sie sprach den Epilog des ersten Theaterjahrs, den am ersten Saisonschlusse des zweiten; im dritten den Prolog vom 15. Oktober. Dann, als sie zur Höhe ihrer schnellen Entwickelung kam, 15jährig sich mit dem Schauspieler Becker vermählt, 16jährig ihm eine Tochter gegeben, in Weimar aber ihre Berufsthätigkeit nur sehr wenig unterbrochen hatte, war das Einverständniß zwischen Publikum und Kunstanstalt schon so traulich, daß Goethe die mit der jungen Schauspielerin zur Frau und Mutter vorgegangene Veränderung selbst, in der Form des naivsten Selbstgeständnisses zum Ausdrucksmotiv des Prologes nehmen konnte, mit dem er sie die zweite Saison des Jahres 1794 am 7. Oktober eröffnen ließ. Das Eröffnungsstück war Iffland's Alte und Neue Zeit, worin die Neumann-Becker den studireifrigen Knaben Jakob spielte. In diesem Kostüm zum Prolog auftretend, ließ sie Goethe den Kontrast dieser Verkleidung mit ihrer wirklichen Persönlichkeit und neuen Rolle im Leben wie unwillkürlich aussprechen, das Ueberraschende des Lebensfortschritts mit dem schnell verflüchtigten Scheindasein der Bühne zusammenhalten und ganz leicht andeuten, daß weder das wirkliche Leben noch das Scheinbild Etwas wäre, wenn es sich nicht zur bleibenden Wirkung einer sittlich gemeinsamen Bildung verbände, und dies ideale Verhältniß spricht sie nun wie erwachend als das begeisternde aus, das ihr und ihrer Mitgenossen Leben und Streben mit dem Fortschreiten der Hauptstadtbevölkerung in allem Guten verbinde.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder
Zum erstenmal ein neues Stück gegeben werden,
Das Alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe seyn? — Das glaubt kein Mensch.
Wie Viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist Alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu, und legt sie hin.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!
(Hervortretend.)
Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sichrer wird;
So denkt: Auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und seyd ihm,
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Was Goethe hier zu Gunsten der Schauspielerin und der Kunstgesellschaft anwendet, daß das Theater in den Kreis des Guten gehöre, das hatte er von Anfang auch in dem Sinne zur Wahrheit gemacht, daß er seiner Bühne einen direkten Bezug zur öffentlichen Sittlichkeit gab. Er hatte den Familiengeist, den er in Truppe und Publikum zur Kunstharmonik und aus ihr bewegte, auch bestimmt hingeleitet auf Befestigung des Heimathgefühls,

Erleuchtung des Gemeinverstandes, Erwärmung patriotischer Treue.

Damals war Deutschlands Ruhe schon empfindlich beeinträchtigt von der französischen Revolution durch die Umtriebe der Emigrirten und die Coalitions-Aufgebote, durch die Propaganda der Republik und den Krieg an den Grenzen. Dieser reichte zwar in's Weimarische Land noch nicht unmittelbar, aber der Herzog war in seine Mühen und Gefahren hineingezogen. Goethe erkannte für Aufgabe der Bühne, sich mit dem wirklichen Gemeingefühl in den Zuständen, wie es angetroffen wird, zu befassen, es zu klären, zu erheitern, zum Guten zu begeistern in der friedlichen und tröstlichen Weise, wie sie der Orpheusleier der Kunst geziemt. Er gab im ersten Jahr in seinem Groß-Kophta eine Vorstellung von der Verkehrtheit, mit welcher die blöde Betäubung einer verdorbenen Aristokratie sich und das gemeine Wesen gefährdet. Die nüchterne Bloslegung dieser Schwächen und vorgestellte Demüthigung des Mißbrauchs derselben durch die Obrigkeit wirkte so erheiternd nicht, als er gedacht. Aber ein richtiger Weltblick lag in dieser für ein Lustspiel nur zu wenig muthwilligen Zeichnung. In einem leichteren Ton, anknüpfend an zwei beliebte kleine Lustspiele von Wall und eine habilitirte burleske Rolle führte Goethe's „Bürgergeneral" im dritten Theaterjahr die Entzündung eines windigen Kopfes durch die republikanische Propaganda und ihre einfach drastische Heilung schwankhaft aus. Dieser Scherz, der auch Beck's komischem Talente Spielraum gab, hielt sich länger.

Noch näher gehend aber und schöner entwickelte Goethe in den Theaterreden aus dem einfachsten Ausdruck jener Sympathie, die er als den Lebensgeist dramatischer Unterhaltungen vom Publikum ansprach und in ihm weckte, die Mahnung und Erhebung zu sittlicher Eintracht und Treue im Heimathkreis. Gleich im Epilog des ersten Theaterjahres, in welchem er seine junge Schule sich in der Form und Zutraulichkeit eines pflegebedürftigen Familientheils der größeren städtischen Familie einschmiegen läßt, schreitet er fort zum Wunsch und Preise dieser Familientreue, der Befriedigung in Haus und Heimath durch gegenseitiges Dienen und Wohlwollen. In merklichem und eindringlichem Gegensatz zu den revolutionären Stim-

mungselementen der Zeit hebt er dies natürlichste Glück friedlichen Gemeinsinns hervor, in welchem auch allein geistiger Genuß und schöne Bildung gedeihen könne.

Dies war am letzten Dezember 1791 der erste Epilog des neuen Theaters. Die dreizehnjährige Neumann trat hervor, von vielen Kindern umgeben, und sprach:

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun da hinten stehen, auch so gern,
Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker zu gefallen wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt,
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt,
Aufmerksamkeit; dann euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch Allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden lös't und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seyd denn Alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener. Liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den Andern!
Dieß schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt besuchet dieses Haus,
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinem Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns;
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Am Schluß der ersten Saison des zweiten Theaterjahres war im Epilog vom 11. Juni 1792 dem Abschiede die poetische Wendung gegeben, daß die Sprecherin sich die Wiederkehr zur Herbstzeit mit steigender Wärme ausmalt —

— Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.
Ein günstiges Geschick gibt uns den Fürsten
Zu unserm Wohl, zu unsrer Lust zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen schön
Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
Und wie ihr sie verehrt, und ihres Glücks euch freut,
So mög' euch Allen eignes Glück erscheinen —

und wie der warme Erguß weiter lautet.

Hier ist schon der volle Kreis der wirklichen Gemeinsittlichkeit in die Sympathie der öffentlich gesellenden Kunst hereingezogen; hier hebt sich im Namen Aller das gegenwärtige Pietätsgefühl für den vom Kriege ferngehaltenen Fürsten, die Theilnahme und Hoffnung für die landesherrliche Familie als patriotische Wärme im Altarfeuer des Kunsttempels.

Der letzte Beleg dieser Art, den ich für denselben edelsittlichen Sinn der Bühnenleitung Goethe's hier noch anführe, ist der stylvollste und in Lebenswahrheit mächtigste. Es liegt da der Ansprache durchweg fühlbar die Zeitsituation zu Grunde: die Ruhe im Lande, das vom Krieg verschont, aber doch schon beschattet ist vom Dunkel des äußersten Horizonts, indem am Rhein der Kampf mit den französischen Heerhaufen sich in stürmischen Wechselfällen hin und her wirft, theils in blutigen Schlachten, in welchen Herzog Carl August mitwirkt, theils in jenen inneren Unstetigkeiten der Coalition, welche die Landschaften dort der Verwüstung, dem Elend blosstellen, die

Politik räthselhaft machen, dem Leichtsinn und Eigennutz Spiel geben, weitergreifende Gefahren ahnen lassen — alle diese aus der Entfernung halb merklichen Mißstände, die den Herzog kurz darauf ungeachtet seines hohen Kriegsmuths zu Austritt und Heimkehr bestimmten.

In dieser Herbstzeit 1793 hatte Goethe die zweite Saison am 10. Oktober mit einer Oper ohne Prolog eröffnet. Am 15. aber gab er Goldoni's Lustspiel, der Krieg, worin die Neumann-Becker die Rolle der Florida hatte. Vorher sprach sie den Prolog:

Den Gruß, den wir zu Anfang schuldig blieben,
Mit frohem Herzen sprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sey,
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen daß die Liebe sich
So gut in's Zelt als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut;
Unt daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.
So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein einziges durch jenen bösen Krieg;
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der,
So werth uns Allen, und für unser Glück
So unentbehrlich ist! Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Für's Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran, Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen;
„Willkommen!" riefe jeder gern;
„Er lebe!" schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt. —
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft:
Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für Ihn!"

Dr. David Strauß
zum erstenmal in Weimar.

Vortrag, gehalten im Winter 1849—50

von

J. Marshall.

Im Fremdenbuche des Gasthofes „zum Elephanten" in Weimar findet sich unterm Datum des 12. August's 1849 ein Autograph, welches den Sammler wohl in Versuchung führen könnte, es, wo möglich zu kaufen, andernfalls darum zu betteln, im Nothfalle es zu stehlen. Unter den vielen Handschriften ausgezeichneter Personen, welche die Fremdenbücher Weimars seit den letzten fünfzig Jahren sicherlich aufzuweisen haben, dürfte kaum eine, bei gründlicher und allseitiger Erwägung, ein gleich tiefes und bedeutendes, wenn auch nicht durchgehends erfreuliches Interesse in Anspruch nehmen. Ich meine den eigenhändigen Namenszug des Doctor David Strauß aus Ludwigsburg.

Wie! höre ich Manchen verwundert und ungläubig ausrufen, Doctor Strauß in Weimar! David Strauß als frommer Pilger nach den Grabstätten der Dichter!

Es klingt apokryphisch, mythisch, wenn man will; ebensowohl könnte man erwarten, daß Doctor Johann Faust aus dem Grabe stiege, um den Manen Goethe's aufzuwarten. Aber was vielleicht gelehrte Kritiker nach 1800 Jahren läugnen und als völlig unmöglich darthun werden, ist dennoch wahr, Strauß ist wirklich und leib-

haftig einige Tage unter uns gewesen, und ich selbst kann die Thatsache als Augenzeuge erhärten.

Den Eindruck, welchen der vorübergehende Verkehr mit diesem merkwürdigen Manne auf mich gemacht hat, kurz zu schildern, ist der Zweck dieser Mittheilung. Einen Bruch des Vertrauens, einen Eingriff in das heilige Gebiet des Privatlebens glaube ich hierdurch nicht zu begehen. Der Verfasser des Lebens Jesu ist ein öffentlicher, ja ich möchte sagen, ein historischer Charakter.

Bis zu seiner Ankunft in Weimar hatte ich zu Strauß in jenem mystischen, übersinnlichen und unkörperlichen Verhältnisse gestanden, wie es zwischen einem begabten Schriftsteller und dessen Lesern zu bestehen pflegt, aber selbst bevor ich durch die Kenntniß der Landessprache im Stande war, die Werke Strauß's zu lesen, hatte ich oft und viel von dem jungen Tübinger Theologen gehört, welcher im Alter von 27 Jahren, mit dem geistigen Muthe eines Luther, und Lessing an kritischer Schärfe gleich, an Gelehrsamkeit überlegen, sich erhoben hatte, um vor der ganzen deutschen Nation unumwunden auszusprechen: *Seht, Das und Das ist unmerklich unser religiöser Glaube oder vielmehr Unglaube geworden! In solche entlegene unfruchtbare Eisregionen haben unsere geistlichen Hirten, rationalistische und supernaturalistische, uns endlich hineingestachelt!*

Meine Wißbegierde war im höchsten Grade erregt worden. Obgleich in Schottland, wo jeder die Bibel liest und verehrt, erzogen, war ich dennoch ebenfalls in jenes, in jedem Sinne *kritische* Stadium eingetreten, dem sich wohl kein mit Forschungstrieb begabter Geist entziehen kann. Auch ich hatte von der Frucht des Baumes der Erkenntniß gegessen. Auch ich hatte mich vermessen, Gutes vom Bösen unterscheiden zu können. Ich hatte schon die französische und englische Schule des Scepticismus durchgemacht, und doch stand meine Orthodoxie noch fest, und nun mußte ich gleich der Motte, die das Kerzenlicht für einen Stern ansieht, nothgedrungen auch Strauß's Schrift zu lesen unternehmen.

Ich las also sein berühmtes Werk. Es enthielt weder neue Behauptungen, noch Meinungen. Ich hatte dasselbe oder Aehnliches schon anderwärts gefunden; und dennoch schienen genau dieselben

hölzernen Beweisgründe, über die ich bei den französischen und englischen Freigeistern so oft gelächelt, mich hier völlig zu vernichten. Vergebens sagte ich mir: „sie sind dennoch hölzern!" Strauß hatte sie mit seinem dreifachen Eisenpanzer so völlig umgeben und geharnischt, oder mit anderen Worten, durch ein gewaltiges Gerüste von Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Logik so allseitig gestützt und gedeckt, daß ich sie für durchaus unangreifbar halten mußte. Es schien, als ob die uralte Erbfeindschaft zwischen Glauben und Wissen hier ein für allemal abgethan werden sollte. Indem ich las, glaubte ich, die Grundfesten der Erde wankten unter mir, und als ich endlich das unheilschwangere Buch schloß, hätte ich mit dem Geisterchore in Faust ausrufen mögen: „Weh, weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt!"

Manchen dürfte die Enthüllung dieser Geheimnisse des eigenen Busens als etwas Ungewöhnliches erscheinen, allein ich hielt es für nöthig, diese keineswegs übertriebene Beschreibung meines ersten geistigen Zusammentreffens mit dem Verfasser des Lebens Jesu mitzutheilen, damit man sich einigermaßen einen Begriff von den eigenthümlichen Gefühlen machen könne, die in mir aufstiegen, als ich am Morgen des dritten Tages nach Strauß's Ankunft in Weimar folgendes launige Billet erhielt: „Herrn M. bittet A. S. heute um 2 Uhr bei ihm mit Suppe und Strauß vorlieb zu nehmen. Weimar, 15. August 1849."

Wie lebhaft meine Phantasie den ganzen Vormittag beschäftigt war, bedarf hier keiner näheren Erwähnung. Nur so viel will ich sagen, daß unter all den verschiedenen Gestalten, die sie mir vorführte, keine der blassen, schmächtigen, ziemlich hohen, aber etwas gebückten, halb an den Laien, halb an den Geistlichen erinnernden bebrillten Figur glich, welcher ich, als ich mich zur bestimmten Stunde bei meinem Freunde einfand, vorgestellt ward. Dies war nun Strauß selbst, dessen äußeres Konterfei ich wohl am besten gleich hier, so gut ich kann, vervollständige, bevor ich mich dem inneren Menschen zuwende.

Dem äußern Ansehen nach mußte sein Alter irgendwo zwischen 40 und 50 sein, obwohl er, abgesehen von dem hellbraunen glänzenden Haare, eher für einen angehenden Fünfziger gehalten werden

konnte. Er war indeß, wie ich später erfahren, damals gerade 41 Jahre alt. Sein Kopf ist nichts weniger als massiv, sowie überhaupt seine ganze Figur keineswegs robust und muskulös; dagegen sind die Formen des Hauptes rein klassisch und nirgends gewahrt man an demselben jene aller Regel spottenden Knollen und Höcker, an denen die Phrenologen so sehr ihre Freude haben. Das Profil insbesondere würde für ächt griechisch gelten können, wenn die Lippen nicht dünn und etwas zusammengeklemmt wären, wodurch die Physiognomie einen fast ascetischen Charakter erhält. Derselbe Charakter oder doch etwas dem Verwandtes drückt sich, sonderbar genug, ebenfalls in den sonst schönen dunkelbraunen Augen aus. Auf den ersten Blick möchte man glauben, er schiele, allein er dreht nur, wie die Methodisten bei ihren Andachtsübungen, die Augäpfel häufig aufwärts, was bei Strauß offenbar ganz unwillkürlich geschieht. Fast möchte man glauben, er trage die Brille nur, um diesen Fehler zu verbergen, denn die großen glanzvollen Augen scheinen einer solchen Hülfe nicht zu bedürfen. Des schmächtigen Körperbaues ist bereits gedacht worden, und Strauß ist wirklich so schlank, daß man ihn für schwindsüchtig halten könnte, was die schmalen Schultern und eingedrückte Brust, sowie der schwankende, sich schlängelnde Gang ferner zu bestätigen scheinen. Weiter wüßte ich der Beschreibung der äußern Erscheinung Strauß's kaum noch Etwas hinzuzufügen; denn zu erwähnen, daß die Bildung seiner Hände und Füße von ausnehmender Feinheit ist, möchte für unsern Zweck vielleicht von zu untergeordnetem Interesse sein.

Das durch mein Eintreten unterbrochene Gespräch nahm Strauß alsbald wieder auf. Es betraf das unvermeidliche Thema der Politik. Seine Stimme war kräftig und tief, allein er sprach, wie es schien seiner Gewohnheit gemäß, in gedämpftem Tone und entschieden würtembergischem Dialekte.

Die aristokratischen Ansichten, die er mitunter aussprach, setzten mich in Verwunderung. Es kam mir unvermuthet, den Verfasser des Lebens Jesu irgendwo auf Seiten der konservativen Partei zu finden. Es schien mir darin eine gewisse Inkonsequenz zu liegen. Doch zog ich in Betracht, daß der Mann die Vierzig bereits hinter sich hatte, und alsbald drängte sich mir der Gedanke auf, daß wenn

er, statt sein demolirendes Buch als 27jähriger Professor herauszugeben, bis jetzt damit angestanden hätte, er vielleicht Bedenken getragen haben würde, es überhaupt zu veröffentlichen.

Bei Tische betraf das Gespräch nur alltägliche Gegenstände, und es dürfte der Mühe werth sein, zu erfahren, daß selbst Strauß mit so guter Manier wie ein Anderer alltäglich sein kann. Es ergab sich, daß unser Wirth mit ihm zugleich studirt hatte, und es war kein Mangel an Anekdoten und Erinnerungen aus jener Jugendperiode, an denen er sich herzlich zu ergötzen schien. Besonders feurig sprach er von der herrlichen Gebirgsbildung in der Nähe von Heidelberg, und als die Frage, ob das Gebirge oder das Meer das erhabenere Schauspiel darbiete, zur Diskussion kam, nahm er eifrig Parthei für das Erstere. Als jedoch einer der Anwesenden äußerte, sie seien wie Goethe und Schiller, beide supperlativ und ein Komparativ sei hier unstatthaft, rief Strauß „Bravo" und benutzte gemüthlich diese Wendung des Gesprächs, um seine Ansicht fallen zu lassen. Die Unterhaltung kam nun natürlich auf Goethe und auf alle zu ihm in näherer Beziehung stehenden Lokalitäten in und um Weimar. Als frommer Pilger hatte Strauß bereits alle diese heiligen Stätten besucht, jedoch mit Ausnahme des Gartenhauses und Gartens, weshalb in Vorschlag gebracht wurde, ihn alsbald dahin zu führen.

Die urzeitliche Einfachheit des Hauses, in dem Goethe viele seiner glücklichsten Tage verlebt hatte, schien Strauß in Verwunderung zu setzen. Er äußerte dies zwar nur durch wenige Bemerkungen, allein desto eifriger zeigte er sich in Erkundigungen. Er betastete die Wände, die Thüren, die Schlösser, kurz alles, wovon sich annehmen ließ, Goethe habe es berührt. Er lugte in jeden Winkel und ließ auch das Kleinste nicht unbesichtigt. Doch geschah dies mit solch äußerer Ruhe, daß es mir wohl entgangen wäre, wenn ich ihn nicht so genau beobachtet hätte! Im Garten zeigte ich ihm Goethe's Lieblingsgang, sowie einige eigenhändig von dem Dichter gepflanzte Eichen und Fichten. Er pflückte sich ein Eichenblatt und legte es in seine Brieftasche, auch die Blüthe einer Malve, als der einzigen Art von Blume, von der ich mit Sicherheit wußte, daß sie schon zu Goethe's Zeit sich im Garten befunden habe. Die Brief-

tasche schien schon viele derartige Reliquien zu enthalten. Demnach kann wohl Niemand mit Recht behaupten, es fehle Strauß an religiösem Gefühle. Der Mensch ist zum Anbeten geschaffen, er kann nicht anders, leider irrt er nur zuweilen rücksichtlich der Gegenstände seiner Anbetung.

Mittlerweile hatte eine Annäherung zwischen mir und Strauß stattgefunden, und wir hatten angefangen, kleine Sondergespräche miteinander zu führen. Wir redeten über England, wo er nie gewesen, über englische Literatur, die er meist nur aus Uebersetzungen kannte. Shakspeare erhielt natürlich sein gebührendes Theil, denn Strauß war, wie alle gebildeten Deutsche, ein enthusiastischer Verehrer desselben. Er fragte mich, ob ich Gervinus' neuestes Werk gelesen, und die Weise, wie ich mich über dasselbe äußerte, schien ihm sehr zu gefallen. Nicht ohne eine gewisse Befangenheit brachte ich nun die Rede auf das Leben Jesu. Er schien sich an meiner Verlegenheit zu weiden und sagte mir, er habe mehrere Bruchstücke einer englischen Uebersetzung des Lebens Jesu gesehen, die eine junge Dame, Fräulein Brabant, herauszugeben gedenke. In dem Lächeln, womit er diese Bemerkung begleitete, lag etwas Mephistophelisches. Das Werk, meinte er, würde in England wohl kein Glück machen; habe doch Hannell (wer, frage ich, hat von Hannell gehört?) in London eine erstaunliche scharfsinnige Schrift ähnlichen Inhalts der Oeffentlichkeit übergeben, und das britische Publikum scheine dieselbe absichtlich ignorirt zu haben. Sie sei jedoch ins Deutsche übertragen worden, und er, Strauß selbst, habe die Vorrede zu der Uebersetzung geliefert.

Da ich nun sah, daß Strauß eine Diskussion über diesen Gegenstand keineswegs vermied, so ging ich auf seinen Vorschlag, ihn morgen nach Dornburg und Jena zu begleiten, mit Vergnügen ein. Denn sein System enthält innere Widersprüche, die ich mir schmeichelte, ihm bei einer solchen Gelegenheit, wie sie sich hier darbot, deutlich nachweisen zu können.

Wir kehrten zu S. zum Thee zurück, wo unsere Gesellschaft durch einen ausgezeichneten Philologen hiesiger Stadt vermehrt ward, dessen Anwesenheit Strauß's ganze geistige Kraft in Thätigkeit zu setzen schien, so daß ich im Verlauf des Abends mehr denn je Ge-

legenheit hatte, die erstaunliche Mannichfaltigkeit und Tiefe seines Wissens zu bewundern. Besonders bemerkenswerth schien mir die auf Veranlassung einer sehr gelehrten Diskussion über den Werth des alten und neuen Drama von Strauß geäußerte Ansicht, daß der Charakter und das Schicksal des Tiberius wohl das beste historische Sujet für eine Tragödie sei, das überhaupt existire. Auch fiel mir ein neuer, hoffentlich richtig gedeuteter Beleg für die konservative Richtung auf, welcher sich Strauß in der letzten Zeit zugewendet zu haben scheint. Als die Rede auf Horaz kam, dessen Gedichte, besonders die Oden, er beinahe auswendig zu können schien, vertheidigte er die ältern Lesarten mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und behandelte alle Emendationen und Vorschläge zu solchen als verächtliche und tempelschänderische Attentate unberufener Neuerer. Solche Ansichten klangen aus dem Munde des Verfassers des Lebens Jesu merkwürdig genug, und ich konnte wiederum nicht umhin zu denken: Warum doch mußte er jene radikale Schrift in seinem 27. Jahre veröffentlichen?

Da ich am folgenden Tage durch dringende Geschäfte verhindert war, Weimar zu verlassen, so vermochte ich Strauß dahin, unsern Ausflug um einen Tag zu verschieben. Den Abend vorher benutzte ich noch so viel als möglich dazu, die Einwürfe, welche ich bei Gelegenheit einer zweiten prüfenden Durchlesung des Lebens Jesu zu Papiere gebracht hatte, mehr methodisch zu ordnen. Bei reiflicher Ueberlegung war mir nämlich klar geworden, daß die christliche Religion im Laufe von 18 Jahrhunderten schon weit größere Gefahren überstanden hatte, als die, von welcher sie durch Strauß's Schrift bedroht ist. Dieser Gedanke hatte mir den Muth gegeben, diesem Goliath dreist in's Gesicht zu sehen, und obgleich ich, so zu sagen, nur ein Knabe und er ein Kriegsheld war, bei günstiger Gelegenheit mit meiner Hirtentasche und Schleuder und meinen fünf glatten Steinen aus dem Bache an ihn hinanzugehen.

Am folgenden Tage brachen also, unserer Verabredung gemäß, Strauß und ich mit dem ersten Zuge nach Apolda auf und gingen von da über Feld nach Dornburg. Dort frühstückten wir in Goethe's Zimmer, sahen des Dichters Handschrift an der Wand und spazierten dann auf seiner Lieblingsterrasse, wo ich, von derselben Bewun-

derung für den Heroen, wie Strauß ergriffen, das schöne Lied: „Da droben auf jenem Berge,“ welches Goethe hier gedichtet haben soll, laut hersagte. Ich erwartete, Strauß würde dadurch beinahe zu Thränen gerührt werden, statt dessen brach er in ein unwiderstehliches Lachen aus, von dem auch ich, als er mir den Grund angab, ebenso unwiderstehlich angesteckt wurde. Die Sache war die: In Heilbronn oder Ludwigsburg war eine Schenke, zur Lammswolle genannt, daher der Wirth unter dem Namen der Lammswollwirth bekannt war. Der beste Kunde dieses Wirthes war er selbst und so war er mit der Zeit bankrott geworden. Ein Dichter in derselben Stadt, welcher wahrscheinlich das Seinige zum Ruin des Wirthes beigetragen, verherrlichte das traurige Ereigniß durch ein Gedicht: „Des Lammswollwirthes Klagelied,“ eine Travestie des obigen Goethe'schen Liedes, welche ihm wahrscheinlich durch die beiden Zeilen:

„Ich bin heruntergekommen
Und weiß doch selber nicht wie!“

an die Hand gegeben worden war.

Diese lustige Geschichte erzählte Strauß in so humoristischer Weise, daß ich jenes rührende Lied Goethe's sicher nie wieder werde hersagen können, ohne zu lachen.

Von Dornburg wanderten wir nach Jena, wo wir zum Mittagsessen anlangten. Der Regen goß stromweise herab, allein Strauß ließ sich dadurch in seinem Vorhaben nicht irre machen. Wir überwanden, gleich Schwärmern, wie er sich ausdrückte, alle Hindernisse, um sämmtliche Reliquien Goethe's und Schiller's zu besichtigen — die Bibliothek — die Sternwarte und zuletzt den Prinzessengarten, wo uns die Statue des Adlers mit ihren drei poetischen Inschriften längere Zeit fesselte. Als wir in den Gasthof zurückgekehrt waren und ich mich bald, vielleicht auf immer, von Strauß trennen sollte, dachte ich, nun oder nimmer müsse ich den Zweck, weshalb ich ihn so weit begleitet habe, zu erreichen suchen. Den ganzen Tag hatten wir bisher von den Dichtern, den griechischen, römischen, englischen und deutschen, gesprochen, und so viel Gelehrsamkeit, Geschmack und Gefühl hatte ich selten vereinigt gefunden. Sein Geist schien sich in der That rein von Poesie genährt zu haben, und ich weiß nicht

wie es kam, aber ich konnte mich nicht früher entschließen, das Wort auszusprechen, welches ihn, das wußte ich, entzaubern mußte.

Jetzt gab jedoch die Wahrscheinlichkeit, daß wir einander diesseit des Grabes nie wieder begegnen würden, meinen Gedanken eine feierliche, vielleicht abergläubische Richtung. Als er da so ruhig vor mir saß, wie die Sphinx, deren er diesen Morgen, als er sich über Sophokles Meisterwerk verbreitete, gedacht hatte, war es mir, als ob ich mich, auf die Gefahr hin verschlungen zu werden, aussprechen müsse.

Ich ging also frisch auf den Gegenstand ein und sagte ihm unter andern, er scheine mir, indem er die Wunder läugne und dennoch die höchste Verehrung für Christus zu hegen vorgebe, in eine Inkonsequenz zu gerathen, indem Christus selbst wiederholt auf seine Wunder, als Beweise seiner göttlichen Abkunft, hinweise. Entweder sei er wirklich Gottes Sohn gewesen und habe die Wahrheit geredet, oder er sei es nicht gewesen und habe gelogen. Im letzteren Falle könne ich nicht einsehen, wie irgend Jemand ihn verehren dürfe. Ja, selbst angenommen, Christus sei ein Fanatiker gewesen und habe sich selbst über diesen Punkt getäuscht, so könne ich kaum begreifen, wie er als solcher auf Verehrung Anspruch habe.

Lieber Freund, lautete die Antwort, Sie haben, wie ich finde, keinen Begriff davon, wie wenig wir über das Leben Christi eigentlich wissen. Ich habe den besten Theil des meinigen damit verbracht, diese Dinge zu erforschen, und habe gefunden, daß Alles, was wir darüber erfahren, den Hüllen oder Schalen einer Zwiebel gleicht, man streift sie eine nach der andern ab, in der Hoffnung, irgend eine Art von Kern zu finden, aber vergebens, es ist eben alles nur Schale, nichts als Schale. Uebrigens habe ich diese Streitfragen längst bei Seite gelegt. Was ich gethan, habe ich gethan; ich habe ein Loch durch die Kerkermauer gebrochen, gerade weit genug, um mich an's Licht und in die Freiheit herauszulassen. Andere haben, wie ich höre, das Loch weiter gemacht, allein das geht mich nichts mehr an.

Strauß wollte um 8 Uhr mit dem Eilwagen nach Rudolstadt abreisen. Ich schüttelte ihm herzlich die Hand, wünschte ihm Gottes Segen, miethete mir einen Wagen und fuhr sofort nach Weimar.

Unterwegs entwarf ich ein Gedicht, welches ich hier mittheilen würde, wenn es vollendet wäre. Es wird wohl nie fertig werden. Statt dessen lasse ich etwas weit Interessanteres, eine Abschrift von Versen nämlich, folgen, welche Strauß bei seiner Rückkehr von den Dichtergräbern niedergeschrieben hat und mit denen ich diese Mittheilung beschließe:

Heim kehr' ich an dem Pilgerstabe,
Zwar wegematt, doch still vergnügt,
An des Propheten heil'gem Grabe
Hab' ich der frommen Pflicht genügt.

Durch seines Gartens Schattenwege
Folgt' ich der Spur von seinem Fuß
Und aus den Bäumen seiner Pflege
Vernahm ich seines Geistes Gruß.

Ich sah in Briefen, in Gedichten
Die Züge der verehrten Hand,
Und den lebendigen Berichten
Hab' ich mich lauschend zugewandt.

Auch jenes Zimmer, schlicht und enge,
Hab' ich mit frommer Scheu besucht,
Wo oft in glänzendem Gedränge
Ihn alle Götter heimgesucht.

Am Bette stand ich, wo dem Dichter
Der Schlummer Mohn auf's Auge goß,
Bis mit dem Ruf um hell're Lichter
Er es zum letztenmale schloß.

Im Lesen von den heil'gen Orten
Bin doppelt ich fortan erbaut:
Ich habe Wesen in den Worten,
Nun ich es Alles selbst geschaut.

Goethe
und die freie Zeichnenschule zu Weimar.

Von
Gottfried Theodor Stichling.

Es ist bekannt, welchen Werth Goethe auf die Erlernung der Zeichnenkunst legte, als auf ein Mittel für Jedermann zur Ausbildung des Geschmacks und Schönheitssinns, für die meisten Handwerke aber zur unentbehrlichen Fortbildung in ihrer Berufsthätigkeit, zur fortschreitenden Annäherung des Handwerks an die Kunst. Er selbst hatte, wie wir wissen, als Student in Leipzig bei Oeser Privatunterricht im Zeichnen genossen, pflegte diese Kunst sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Vorliebe und rühmlichster Ausdauer und suchte sie, ihre Nützlichkeit rühmend bei jedem Anlasse, in weiten Lebenskreisen möglichst zu verbreiten. Noch in seinen letzten Lebensjahren legte er hiervon durch seine Ankündigung und Besprechung der, auf Befehl des preußischen Handelsministeriums herausgegebenen, „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker" und des „Programms zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule in Berlin" öffentliches Zeugniß ab. Ihm erschien auf dem Gipfel der Kunst die Einheit aller zusammenwirkenden Kräfte, auch der handwerksmäßigen, als ganz unerläßlich, und darum bezeichnete er es als eine von Seiten der Regierungen unablässig zu fördernde Aufgabe: auch in dem Handwerkerstande den Schönheitssinn möglichst zu erwecken und auszubilden. „Indem das Handwerk" — schreibt er noch vier Jahre vor seinem Tode —

„Alles und Jedes hervorzubringen in den Stand gesetzt, zu dem „Nützlichen durchaus befähigt wird, verherrlicht es sich selbst, wenn „es nach und nach auch das Schöne zu erfassen, solches auszudrücken „und darzustellen sich kräftig beweist."

Bei solcher Geistesrichtung kann es nur als natürlich erscheinen, daß sehr bald, nachdem Goethe seinen Aufenthalt in Weimar an der Seite des gleichstrebenden jugendlichen Herzogs Carl August genommen, die Spuren solcher Einwirkung sich namentlich auch in dem ebenerwähnten Gebiete zeigten. In dasselbe Jahr 1775, in welchem Goethe nach Weimar übersiedelte, fällt auch bereits die Errichtung einer unentgeltlichen oder freien Zeichnenschule daselbst für Knaben und Mädchen, mit dem ausgesprochenen Zwecke: „der allgemeinen Geschmacksbildung und Industrie zu dienen."

An die Spitze dieser neuen Unterrichtsanstalt ward Georg Melchior Kraus, gebürtig aus Frankfurt a. M., berufen, der seine künstlerische wie seine weltmännische Ausbildung in einem langjährigen Aufenthalte in Paris erlangt hatte und zur Zeit seines Eintritts in dieses Amt 43 Jahre zählte. Goethe hatte seinen Landsmann Kraus noch in Frankfurt a. M. in jener Zeit der inneren Bewegung kennen gelernt, als er, den Schmerz über die Trennung von Lilli niederzukämpfen, am Egmont schuf, und beschreibt sein Begegnen mit Kraus, diesen selbst und sein Kommen nach Weimar folgendermaßen:

„So fuhr ich denn am Egmont zu arbeiten fort, und wenn „dadurch in meinem leidenschaftlichen Zustande einige Beschwichti„gung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackeren Künst„lers über manche böse Stunde weg, und ich verdankte hier, wie so „oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen „heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu „hoffen gewesen."

„Joh.*) Melchior Kraus, in Frankfurt a. M. geboren, in Paris „gebildet, kam eben von einer kleinen Reise in's nördliche Deutsch„land zurück; er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und „Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann,

---

*) Es ist ein Irrthum, wenn Goethe ihn Johann Melchior nennt, er hieß Georg Melchior.

„dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule ge„funden hatte.“

„Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angeneh„mes Unterkommen: Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen „und Wohlstande; das treue deutsche Verfahren, womit er Land„schaften nach der Natur zeichnend in Gouache und Oelfarbe glücklich „ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die „Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, hochgeehrt „als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste Grund und Boden; „Grimm, schon einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. „— — Boucher und Watteau, zwei wahrhaft geborene Künstler, „deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Wind der Zeit, „doch immer noch höchst respektabel gefunden werden, waren der „neuen Erscheinung geneigt und selbst, obgleich nur zu Scherz und „Versuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreise still für „sich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darstellend, von „seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften „leichten Pinsels.“

„Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent sehr wohl „aufnehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft und „wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine porträtmäßig „darzustellen. Nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, „die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes „Kolorit dem Auge freundlich empfahlen; dem inneren Sinne ge„nügte eine gewisse naive Wahrheit und besonders dem Kunstfreunde „sein Geschick, alles, was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich „zum Tableau einzuleiten und einzurichten.“

„Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmüthige „Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, ge„halten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, „der Thätigste und zugleich der Bequemste aller Sterblichen. Mit „solchem Talent und Charakter begabt, empfahl er sich bald in höhe„ren Kreisen und war besonders in dem Freiherr v. Stein'schen „Schlosse zu Nassau a. d. Lahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, „höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben „unterstützend, und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Art be-

„lebend. Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an „den Grafen v. Werthern nahm das neue Ehepaar den Künstler mit „auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen und so gelangte er auch „nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt, und von dem „dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht."

So also war der Mann, der zur Leitung der neugeschaffenen Zeichnenschule berufen ward. Sie hatte damals ihr Lokal im großen und kleinen Saale des sogenannten rothen Schlosses. Dort wurden Mittwochs und Sonnabends die Mädchen (nicht unter 10 Jahren) von 11 bis 12 Uhr, die Knaben (nicht unter 11 Jahren) im Sommer früh von 6 bis 7 Uhr, im Winter von 1 bis 2 Uhr vom Direktor Kraus und drei Lehrern unterrichtet. Direktor Kraus leitete allein die Schüler und Schülerinnen an, welche schon in Aquarell und Gouache malten oder schon tuschen konnten; die übrigen Schüler resp. Schülerinnen wurden zusammen, ohne Klassenabtheilung, gleichzeitig von den drei übrigen Lehrern (Horny, Müller und Temmler) unterrichtet. Nur die ersten Anfänger scheint man mehr oder minder ihrem eigenen Genius überlassen zu haben: um sie bekümmerte sich — wie später Professor Lieber erzählte — eigentlich und hauptsächlich nur der Diener, der ihnen aus einer Mappe die Vorschriften nach seinem Gutdünken austheilte. Ueberhaupt war die Anstalt gewiß noch in einem recht unvollkommenen und verbesserungsfähigen Zustande. Wie wäre dies auch anders zu erwarten gewesen, da sie — was das Verdienst ihrer Gründung besonders erhöht — jedenfalls eine der ersten, wo nicht gar die erste ihrer Art in ganz Deutschland war. Und doch entwickelte schon in diesen bescheidenen Anfängen die Schule eine recht wohlthätige Wirksamkeit und hatte in den Augen der Bevölkerung bereits ein großes Ansehen und einen hohen Werth. „Fürstliche Zeichnenschule allhier" — heißt es in einer Niederschreibung von dieser ersten Zeit — „fürstliche Zeich„nenschule allhier, nach ihrer Einrichtung und Wirkung betrachtet, „muß gewiß Jedem, der unbefangen darüber urtheilen kann, als „eines der vorzüglichsten Institute dieser Art erscheinen. Unter jeder „Klasse der Einwohner von Weimar, in Gewerben und Geschäften „von allerlei Gattungen, bemerkt man den guten Einfluß des auf „der Zeichnenschule erhaltenen Unterrichts; ja, eine nicht unbedeu-

„tende Zahl von Individuen sind dadurch, wie Jedermann bekannt „ist, in den Stand gesetzt worden, mit Kunstarbeiten verschiedener „Art ihr Auskommen sich zu erwerben. Billiger Weise muß man „von dem Vorsteher der Zeichnenschule, Herrn Rath Kraus, rühm„lich erinnern, daß sein freundlicher Unterricht, seine Geduld und „Ausharren den erwähnten Nutzen großentheils zuwege gebracht „hat.“ Dasselbe Zeugniß über die Anstalt und über ihren Direktor legt der Legationsrath Bertuch, der verdienstvolle Gründer des Landes-Industrie-Comptoirs, das auf ähnliche Zwecke berechnet war, in folgender Schilderung ab: „Kraus organisirte die herzogliche freie „Zeichnenschule, dies wohlthätige Institut, womit Sr. Herzogliche „Durchlaucht gleich bei Ihrem Regierungsantritte Weimar beglückten „und welches seitdem so höchst gemeinnützig auf die Ausbildung „unserer Künstler und Handwerker, sowie auf die allgemeine Aus„breitung des guten Geschmacks wirkte. Das Publikum hat zu viele „Beweise davon erhalten und mit Beifall anerkannt, als daß ich „mehr darüber zu sagen nöthig hätte. Hier war Kraus in seiner „wahren Sphäre. Er schuf, wirkte und bildete um sich her mit rast„losem Eifer, was nur irgend einer Kunstausbildung fähig war, „erzog sich Schüler und Schülerinnen, entwickelte Kunstsinn und „Kunstliebe im Publikum, gab Rath und thätige Leitung bei allen „Vorfällen und Bedürfnissen des Geschmacks und der Kunst, und „wurde in seinem schönen Wirkungskreise durch die vertrauensvolle „Gnade unserer Durchlauchten Herrschaften, sowie durch das thätige „Mitwirken seines kenntnißreichen und kunstliebenden Chefs, des „Herrn Geh. Raths v. Goethe, so kräftig unterstützt, daß er dies „herrliche Institut, für welches er nur allein lebte, in so schönen „Flor bringen konnte.“

So setzte die Anstalt im Wesentlichen wohl — wenn auch mit der Zeit nicht unberührt von dem zunehmenden Alter des Direktors — ihre bildende Wirksamkeit bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts fort. Aber die Schlacht bei Jena war bestimmt, auch in der Geschichte dieser friedlichen Anstalt einen bemerkenswerthen Abschnitt zu bezeichnen. Als nach dieser Schlacht das siegreiche französische Heer auch in Weimar hauste, wurde der Direktor Kraus ein Opfer dieser Zügellosigkeit: in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1806 wurde

auch sein Haus ein Raub der Flammen und der unverheirathet allein stehende 73jährige Greis selbst erlag im Hause und in den Armen seines Freundes Bertuch, der ihn, den Obdachlosen, bei sich aufgenommen hatte, bald darauf den Folgen der Schrecknisse jener Nacht, — allgemein geliebt und beklagt. „Acht Künstler," — erzählt Bertuch — „alle von ihm gebildet, trugen ihn zu Grabe; alle „seine Freunde, Schüler und Schülerinnen begleiteten den Sarg, „der beim Einsenken von Einer seiner Schülerinnen im Namen aller „mit einem Lorbeerkranze geschmückt wurde."

Die Beantwortung der Frage: wer an die Stelle von Kraus zur Direktion der freien Zeichnenschule zu berufen sei? lag nahe. Wer wäre Goethen wol hierzu genehmer gewesen, als sein langjähriger vertrauter Freund und Helfer und Genosse in all' seinen Kunstbestrebungen, Johann Heinrich Meyer?

Am 16. März 1759 in Stäfa bei Zürich geboren, hatte Meyer, den von Jugend auf ein mächtiger Trieb zur Kunst hinzog, seinen ersten Unterricht in derselben zuerst in Stäfa selbst bei Johannes Cölla, und dann bei Füßli in Zürich genossen und hierauf in Italien, wo er durch eigenen Erwerb sein Leben fristen mußte, seine weitere Ausbildung gesucht, die indessen schon in Zürich durch Winkelmanns Schriften, die einen mächtigen Einfluß auf Meyer übten, und dann in Italien selbst durch die eigene Anschauung der Werke der antiken Kunst immer entschiedener in das Feld der Kunstgeschichte hingelenkt worden zu sein scheint, in welcher er mit der Zeit eine der ersten Autoritäten werden sollte. Als Goethe im November 1786 zum ersten Male nach Rom kam und Tischbein besuchte, fand er dort eine Schaar von Künstlern, denen er noch unbekannt war und für den Augenblick auch noch unbekannt bleiben sollte. Ein Bild in Tischbein's Atelier zog ihn besonders an. Keiner der anwesenden Künstler konnte ihm den Namen des Meisters nennen. „Da trat" — so erzählt Goethe selbst — „ein kleiner, bescheidener, bisher laut„loser Mann hervor und belehrte mich, es sei von Pordeeone, dem „Venetianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes „Verdienst erkenne. — — Der belehrende Künstler war Heinrich „Meyer." Von da an entspann sich ein lebhafter Verkehr zwischen Beiden, welchen Goethe emsig nutzte, um durch ihn in den unermeß-

lichen und verwirrenden Reichthum der Kunstschätze Roms bald- und bestmöglichst eingeführt zu werden. Goethe machte an sich selbst die Erfahrung, daß „man sich auf Rom nur in Rom selbst vorbereiten könne.“ Er that dies mit dem größten Fleiße. „Sie wollen mich „hier und dahin haben“ — schrieb er in jener Zeit — „ich lasse es „vorübergehen und bleibe in meiner Stille.“ Ebenso schildert er auch Meyern als „einen fleißigen und gegen sich selbst strengen „Künstler, der die Zeit besser anzuwenden wußte, als der Kreis von „jüngeren, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik „mit einem raschen lustigen Leben gleichmüthig verbinden zu können „glaubten.“ Und von Tag zu Tag wurde Goethen der belehrende Umgang mit Meyer werthvoller. „H. Meyer von Zürich“ — so schreibt er an einer andern Stelle — „so zurückgezogen er lebte, so „fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu „schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen suchten „und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als „lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winkelmann und Mengs „eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmann'schen „Manier antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so „fand Niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen „der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.“ Und schon wenige Wochen später fühlt Goethe an sich selbst den Erfolg, den er dem belehrenden Einflusse Meyer's bereits verdankt. „Der Glanz der größten Kunstwerke“ — schreibt er vier Wochen später schon — „blendet mich nicht mehr, ich wandle nur im An„schauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich „hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweitzer, Namens Meyer, „schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen „über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen auf„geschlossen, hat mich in das eigenthümliche Machen initiirt. Er „ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunst„werke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, „mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungs„begierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himm„lische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. „Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte,

„was er sagt; so bestimmt, richtig die einzige wahre Linie beschrei-
„bend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein „Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich „bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch „auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst „kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, „dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern „der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wahre Seligkeit aus-„zudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange."

Ich habe diese Herzensergießung Goethes darum so ausführlich wiedergegeben, weil sie zugleich die ganze Persönlichkeit Mayer's in eben so helles Licht stellt wie das Fundament des Freundschaftsbundes, der sich nun zwischen beiden Männern knüpfte und mit einer Innigkeit, welcher kaum eine andere Freundschaft Goethe's gleich kam, bis zum Tode währte. Von nun an standen Beide fast ununterbrochen im regsten und trautesten Verkehre: in den ersten Jahren in Rom und Neapel, später — als Goethe seine dortigen Aufenthalte einstellte — auf gemeinsamen Reisen, und von 1792 an in Weimar selbst. Schon am 21. August 1789 hatte Goethe an Meyer geschrieben: „Endlich, mein lieber Meyer, kann ich Ihnen „sagen, daß ich meinem Wunsche, etwas für Sie zu thun, näher „kam. Herder, welcher glücklich zurück ist, und Sie grüßt, hat mir „gesagt, Ihr Wunsch sei, noch einige Jahre in Rom zu bleiben und „nachher irgendwo ein ruhiges Plätzchen zu finden, wo Sie unter „Freunden ihr Talent üben und ein leidliches Leben führen möchten, „Ich kann Ihnen folgendes Anerbieten thun. Wenn Sie noch 2 „Jahre bleiben wollen, kann ich Ihnen 100 Skudi (jährlich) ver-„sprechen, welches wenigstens eine Zubuße ist, und bei Ihrer Art, „zu leben, Sie erleichtert und Ihnen Raum zu Studien giebt. — „Sind die 2 Jahre herum, so kommen Sie zu uns. Für das „Reisegeld sorge ich und sorge, daß Sie hier eine Situation finden, „die Ihrer Gemüthsart angemessen ist. Wenn ich Ihnen keine „große Pension versprechen kann, so sollen Sie doch haben, was Sie „brauchen. — In der Nachbarschaft haben wir kostbare Kunstwerke, „wo sich der Sinn wieder auffrischen läßt. Gute Freunde finden „Sie und eine sehr zwanglose Existenz. Der Herzog, der mich in

„den Stand setzt, Ihnen diese Anerbietung zu thun, ist ein Herr, „dem Sie anzugehören Sich freuen werden. Mir giebt es eine „neue Aussicht auf's Leben, daß ich mir nun denken kann, dereinst „Ihres Umganges zu genießen."

Als Meyer in Weimar nun wirklich angelangt war, konnte Goethe seiner Gesellschaft so wenig entrathen, daß er ihn selbst zu seinem Hausgenossen machte, und nun entstand jenes Verhältniß innigsten Zusammenlebens, das volle 10 Jahre währte und erst 1803 in Folge der Verheirathung Meyers eine äußere Veränderung erfuhr. Aber der Verkehr beider selbst blieb in derselben Innigkeit. „Die Nothwendigkeit, sich ununterbrochen mitzutheilen" — schreibt Goethe selbst hiervon — „überwand bald die geringe Entfernung, „ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß „noch Pause jemals empfunden ward."

So hatten Beide auch längst schon in voller Gemeinsamkeit die Angelegenheiten der freien Zeichnenschule bis in das kleinste Detail zusammen berathen, namentlich auch die von Goethe eingeführten Preisaufgaben (meistens Scenen aus Homers Gedichten) gemeinsam ausgewählt, die eingesandten Arbeiten gemeinsam geprüft und beurtheilt. Was war natürlicher, als daß nun, nach Krause's Tode, Meyer auch ostensibel an dessen Stelle trat?

Nachdem nach den drangvollen Tagen, die auf die Schlacht von Jena folgten, die Ruhe in Weimar einigermaßen wiederhergestellt war, wurden die Unterrichtsstunden auch in der freien Zeichnenschule sogleich wieder begonnen. Aus einer bei den Akten befindlichen Niederschreibung Goethe's vom 27. November 1806 ersieht man, daß er selbst Tags vorher die Schule besucht hatte, um das Nöthige hierzu anzuordnen. Die Liste der Schüler, die ihm überreicht wurde, wies 149 Namen auf. „Man sieht hieraus gar wohl" — schrieb er — „daß es der Mühe werth sei, auch künftig dieser Schule alle „Aufmerksamkeit zu widmen." Er traf einige Aenderungen im Aeußeren des Unterrichts, aber auch das Innere, den Zweck der ganzen Anstalt, berührte er, indem er, noch in jener Zeit der Bedrängniß, am 7. Dezember 1806 dem Direktor Meyer 300 Exemplare eines gedruckten Formulars zufertigte, welches den Eltern resp. Vormündern jedes Schülers der Anstalt vorgelegt werden sollte und welches ich,

da aus ihm die Anschauung Goethe's von der eigentlichen Bestimmung der Anstalt am Authentischsten hervorgeht, ja Goethe selbst allem Anscheine nach der Verfasser desselben ist, seinem ganzen Wortlaute nach hier folgen lasse:

„Um den Unterricht auf der freien Zeichnenschule immer zweck„mäßiger einzurichten, und die Fortschritte der Schüler zu beschleu„nigen, findet man höchst nöthig, daß die Lehrer mit den Absichten, „welche die Eltern oder Vorgesetzten haben, indem sie die Kinder „zu dieser Schule schicken, unterrichtet seien."

„Denn es ist ein großer Unterschied, ob das Zeichnen blos zur „Bildung des Geschmacks, zur Erweckung einiger Fertigkeit des Auges „und der Hand oder zu besonderen Zwecken, z. B. zum Behuf der „Stickerei, getrieben wird; wie dann die Handwerker wiederum auf „eine andere Weise anzuleiten sind."

„Deswegen hat man von Seiten Fürstlicher Kommission die „Einrichtung getroffen, nicht eher einen Schüler, der jedoch schon „über 9 Jahre alt sein sollte, in die Zeichnenschule aufzunehmen, „als bis die Fragen des gegenwärtigen Blattes (nämlich die Fragen „nach Namen, Geburtsort, Alter und Absicht des Besuchs der „Zeichnenschule) von den Eltern oder Vorgesetzten beantwortet &c. „worden."

Und daneben wurde von Goethe eine ebenfalls gedruckte, vorher zwischen ihm und Meyer auf das Genaueste besprochene, sorgfältige und ausführliche, in das Kleinste eingehende Anweisung über die Wahl und Beschaffenheit der den Schülern und Schülerinnen nöthigen Materialien, ihre erforderlichen Eigenschaften und sogar ihre billigsten Bezugsquellen unter sie vertheilt. Kurz, auch in dieser Sphäre offenbarte sich der Trieb, der jene schreckensvolle Zeit so rühmlichst auszeichnet, der Trieb, die Kräfte in erhöhtem Maaße zu regen und anzuspannen. Und er zeigte sich nicht blos in der Leitung, sondern auch unter den Schülern der Anstalt. Heinrich Meyer selbst schrieb später von dieser Zeit: „Als mich die Gnade des Großherzogs nach „dem Ableben des Herrn Rath Kraus dem Institut vorsetzte, waren „der Schüler ungefähr 150. Die kurz vorher erduldeten Schrecken „des Krieges hatten jedoch bei Eltern und Kindern ernste Gesin„nungen und lebhafteres Streben, nützliche Fertigkeiten zu erwerben,

„hervorgebracht, so daß nach ungefähr 1½ Jahren die Zahl derer, „die sich als Schüler angegeben hatten, bis auf 450 und mehr stieg. „Der Raum wollte für diese Menge zu klein werden, und man „sah sich gar oft genöthigt, den Vorplatz vor dem größeren da„maligen Zeichnensaale mit Tischen für die Schüler zu besetzen.“

Aus diesem Grunde wurde die Zeichnenschule i. J. 1808 in das Fürstenhaus verlegt, wo eine bessere reihenweise Unterbringung der Schüler und namentlich auch eine bessere Ueberwachung der Anfänger möglich war, für welche nun auch noch ein zweiter Lehrer (Lieber) angestellt wurde. Und bald nachher wurde auch dem Direktor, für die vorgeschrittenen Schüler und Schülerinnen, noch ein Lehrer in der Person des Professor Jagemann beigegeben. Er wie der Direktor Meyer erhielten Dienstwohnung und Ateliers an beiden Seiten der, der Anstalt selbst gewidmeten, Räume; und auch dadurch wurde die Anstalt vom Herzog in liberalster Weise gefördert, daß durch ein höchstes Reskript vom 29. Dezember 1810 die bis dahin in der Bibliothek befindlichen, sowie die im Fürstenhause aufgehängten „Schildereien und Handzeichnungen 2c. aus dem Inventarium der „Bibliothek herausgenommen und dem Hofrath Meyer zum Zeichnen„Institut übergeben werden sollten.“

Diese, aus Carl Augusts eigenstem Antriebe hervorgegangene, Lieberalität war Goethen selbst bedenklich. Er empfahl in einem Promemoria vom 10. Januar 1811 gewisse wesentliche Einschränkungen. Allein Carl August verblieb in der Hauptsache bei Seinem Entschlusse, den Er eigenhändig, in Seiner ächt fürstlichen und gemeinnützigen Denkweise, näher motivirte und entwickelte. Zur Charakteristik des trefflichen Fürsten wie seines Verhältnisses zur Zeichnenschule wird es dienen, wenn ich das Handschreiben Carl Augusts nach seinem Hauptinhalte wörlich mittheile:

„Die Sicherung des Besitzes der Kunstwerke durch sorgfältiges „Verwahren derselben ist ein Gegenstand, welchen diejenigen „Männer, denen sie zur Obhut anvertraut sind, immer löblich „berücksichtigt haben. Ich lobe sie darum, und würde an ihrer „Stelle ebenfalls den gemeinnützigen Gebrauch dieses Besitzthums „weniger empfehlen, und lieber sehen, wenn die Sachen nur selten „vorgewiesen und fremden Händen gar nicht anvertraut würden.

„Als Besitzer derselben aber kann ich mir erlauben, mehrere End-„zwecke mit dem Besitze zu verbinden. Meine Absicht ist, die mitt-„lere Etage des Fürstenhauses ganz der Anstalt des freien Zeichnen-„Instituts zu widmen. Deswegen bewohnt Hofrath Meyer den öst-„lichen Flügel, Professor Jagemann den westlichen, zwischen Beiden „sind die Zimmer des Zeichnen-Instituts und zwar drei an der „Zahl. An diese stoßen wieder zwei Zimmer, in welchen seither „die Karstenschen Zeichnungen u. a. m. hingen. In diese wollte ich „Kommoden setzen lassen, in welchen sämmtliche, nicht stark kolorirte „und ausgemalte Zeichnungen, dann die s. g. Kupferstichsammlung, „die A. Dürer's u. a. m., welche im Bibliothek-Inventario vor der „Hand standen, verschlossen liegen sollten. Zu diesen Zimmern und „Kommoden sollte der Hofrath Meyer allein die Schlüssel haben „und für das Inventar allein stehen. Sie werden an Fremde und „Einheimische blos durch ihn vorgezeigt. Er selbst kann sie benutzen „oder durch seine Schüler benutzen lassen, jedoch dergestalt, daß, „wenn Jemand darnach kopiren wollte, dieser in einem dieser zwei „Zimmer arbeiten müßte. Sollte Prof. Jagemann oder Einer der „Unterlehrer einen Schüler begünstigen wollen, ja selbst wenn Prof. „Jagemann oder ein Unterlehrer für sich Zeichnungen oder Kupfer-„stiche benutzen wollte, so muß dies durch Vergünstigung des Hofrath „Meyer, immer aber in einem der genannten zwei Zimmer geschehen „rc. rc. Das letzte Zimmer auf der westlichen Seite ist zum Atelier „für den Prof. Jagemann, für die Oelmalerei und für die Schüler „bestimmt, welche Prof. Jagemann privatim in seinen Unterricht „nehmen möchte. Alle Gemälde werden in den verschiedenen Zim-„mern des Schlosses und des Fürstenhauses aufgehängt und kommen „in kein ander Inventar, als wie in das der Häuser, in welchen „sie befindlich sind rc. rc. Indessen sollen der Hofrath Meyer und „Prof. Jagemann das Recht haben, von den Schloßvögten Gemälde „gegen Schein auf einige Zeit sich zu ihrer Benutzung geben zu „lassen. Indessen muß bei dem Hofmarschallamte immer vorher „die Vergünstigung dazu eingeholt werden."

Trotz dieser munifizenten Förderung minderte sich gleichwohl in den nun folgenden fünf Jahren (1810—1815) die Freqnenz der Anstalt bis auf ungefähr 200 Schüler und Schülerinnen. Zum

Theil schrieb dies Meyer den minder hellen Räumen der, von dicken Wänden eingeschlossenen, Zimmer des Fürstenhauses zu; zum andern und größern Theile war es ohne Zweifel der vielfach rückwirkenden Ungunst der Zeiten, erst des Napoleonischen Drucks, dann der Befreiungskämpfe zuzuschreiben, die überhaupt eine ebenso natürliche als unerfreuliche und ungedeihliche Unruhe und Fluktuation in den Besuch der Anstalt bringen mußte. Viele Eltern aus den niederen Ständen hatten in jenen bewegten Zeiten ihre Kinder — und zwar, wie wir aus jenem Goetheschen Formulare sahen, schon vor dem 10. und 11. Jahre — in die Zeichnenschule gebracht, nur um sie gut aufgehoben zu wissen, und war durch diesen Mißbrauch der Anstalt ein fortwährendes Kommen und Gehen der Schüler eingerissen, welches Goethen selbst nachmals zu der Aeußerung veranlaßte, „die Zeichnenschule sei in jenen leider so tumultuarischen Zeiten ein „Taubenschlag für kleine Kinder gewesen.“

Solch' ein Zustand mußte geordneteren Verhältnissen weichen; auf jenen übermäßigen Andrang mußte bei Rückkehr ruhigerer Zeiten naturgemäß auch ein Zurückgehen der Frequenz folgen. Nach wiederhergestelltem Frieden war es Goethe's ausgesprochene Absicht, daß die Anstalt — dies sind seine eigenen Worte — hinfüro „nur erwachsenen, wahrhaft fleißigen und profitirenden Zöglingen eingeräumt werde.“ Zugleich wurde sie abermals translocirt: nämlich aus dem Fürstenhause, dessen Räume nun den neuen Hofeinrichtungen unentbehrlich wurden, ins Jägerhaus.

Diesen Moment benutzte Goethe zur Verwirklichung eines — wie er in einem Pronomoria vom 15. Dezember 1815 sagte — „schon früher gehegten Gedankens: daß man nämlich die Anstalt „zu ihrem Vortheile gar wohl in zwei Klassen sondern könne; in „der einen wären Anfänger und diejenigen begriffen, welche nur zu „einiger Ausbildung der Hand und des Geschmacks, als Handwerker „oder Liebhaber, sich solchem Unterrichte hingäben. In die höheren „Klassen hingegen würden nur solche aufgenommen, die sich völlig „zu Künstlern bestimmen oder als Dilettanten ein angeborenes glückliches Talent weiter auszubilden getrieben seien. Jene Klasse, die „das anfängliche Institut der freien Zeichnenschule umfaßte, könnte „man Professor Jagemann übergeben und ihn zum Direktor der-

„selben ernennen. Es entstände daraus der Vortheil, daß er seine „Wohnung im Jägerhause (denn dahin war sie nun mit der Schule „aus dem Fürstenhause verlegt) vollkommen benutzen und zugleich in „einer der vorgeschlagenen Abtheilungen des großen Saales sein „Atelier finden könnte. Hofrath Meyer hingegen, bei dem sich we„niger Personen versammeln würden, bezöge irgend ein schickliches „Quartier in der Stadt, dessen Miethgeld vergütet würde."

Der Großherzog Carl August genehmigte alsbald durch Handbillets vom 22. und 23. Dezbr. 1815 den Plan und wies zur Bestreitung der Kosten der nöthigen Veränderungen im Jägerhause 500 Thlr. aus der Kammerkasse an, während zur Unterbringung des Hofraths Meyer mit der ersten Klasse das Ludecus'sche Haus in der jetzigen Schillerstraße ebenfalls aus Kammermitteln angekauft wurde. Jener Goethe'sche Plan der Theilung der Anstalt in zwei Klassen aber wurde, wie aus einem gedruckten Programme vom 1. Oktober 1816 über die Neugestaltung der Anstalt zu entnehmen ist, nicht zwar ganz, wohl aber annähernd in folgender Weise ausgeführt:

Alle Schüler resp. Schülerinnen (welche selbstverständlich auch ferner getrennt unterrichtet wurden) wurden in d r e i Klassen getheilt. In der dritten oder untersten Klasse, damals 130 Knaben und 80 Mädchen zählend und von den Lehrern Temmler und Lieber unterrichtet, sollten blos Umrisse gezeichnet werden, die einfachen mit Bleistift, die komplizirteren mit der Feder. In der zweiten Klasse, welche damals 42 Knaben und 28 Mädchen zählte und den Kupferstecher Müller zum Lehrer hatte, sollte der Anfang mit Tuschen gemacht und Schatten und Licht gelehrt werden. Diese beiden Klassen wurden im Jägerhause untergebracht. In der ersten Klasse dagegen, welche in dem neuangekauften Hause, in der Wohnung des Hofraths Meyer selbst, von diesem und von Professor Jagemann unterrichtet wurde und damals 9 Schüler und 19 Schülerinnen umfaßte, „trat" — wie das Goethe'sche Programm sich ausdrückte — „die „Farbe hervor."

Es wurde nun auch eine strengere Ordnung überhaupt gehandhabt, Fleißtabellen wurden geführt, die Translokation in eine höhere Klasse jährlich nur einmal (zu Michaelis) nach vorgängiger Aus-

stellung der Arbeiten der Schüler und Schülerinnen vorgenommen und nur denjenigen gewährt, welche das bisherige Klassenziel auch wirklich erreicht hatten. Wer es nicht erreicht hatte, blieb eben sitzen, bis er die nöthige Reife erlangt hatte, und da von den neuangemeldeten Schülern und Schülerinnen immer nur eben so viele aufgenommen wurden, als Plätze in Folge der Translokation leer geworden waren, mußten regelmäßig gar Manche der neu Angemeldeten abgewiesen werden. Als aufnahmefähiges Alter wurden wiederum, wie ursprünglich, für Knaben 11, für Mädchen 10 Jahre erfordert, und die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden verdoppelt: für die Mädchen von 10—12 Uhr, für die Knaben von 1—3 Uhr jeden Mittwoch und jeden Sonnabend.

Für die Zwecke, welche der Unterricht in der zweiten und dritten Klasse verfolgte, mochte die Verdoppelung der Unterrichtsstunden allenfalls genügen. Für diejenigen Schüler und Schülerinnen hingegen, welche sich künstlerisch-gründlich auszubilden beabsichtigten, reichte dieses Unterrichtsmaaß nicht hin. Es zeigte sich daher sehr bald, daß derartige angehende Jünger der Kunst — unter denen i. J. 1819 Friedrich Preller genannt wurde — wiederholt darum nachsuchten, die Zeichnenschule täglich besuchen zu dürfen, um mit Oelfarben oder in Gouache und Pastell zu malen. Es war dies schon bis dahin ohne Zweifel Einzelnen zugestanden gewesen; nun aber wurde diese neue Selekta gewissermaßen förmlich und ständig durch eine Verfügung vom 7. März 1820 organisirt, welche an die Gewährung solcher Erlaubniß die Bedingungen knüpfte, daß jeder in diese Selekta eintretende Schüler

1) den Besitz eines vollständigen Werkzeugs, ohne welches alles Bemühen fruchtlos sei, nachweisen, demnächst
2) sich verbindlich machen müsse, die Zeichnenschule täglich mit größter Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit (namentlich wenn er in Oel male) zu besuchen, widrigenfalls die Erlaubniß zurückgezogen werde, — daß er
3) sich unbedingt der Zutheilung der Vorbilder von Seiten des Lehrers unterwerfen und überhaupt
4) sich still und bescheiden verhalten und namentlich auch sich selbst bedienen müsse.

So neugestaltet und eingerichtet, nahm die Zeichnenschule von 1816 an ihren Fortgang unter der nie wankenden treuen und unermüdlichen Fürsorge Meyer's und Goethe's, also — wenn auch wahrscheinlich allmälig nicht ganz unberührt von den zunehmenden Jahren der beiden Führer und nicht ganz verschont von diesem oder jenem störenden Vorkommnisse — im Ganzen und Wesentlichen doch im alten Geiste. Aber das Jahr 1832 war bestimmt, einen wichtigen Abschnitt zu bezeichnen. Im Frühling 1832 starb Goethe. Der zurückgelassene, vereinsamte Meyer schrieb einem Freunde ins Gedenkbuch die wehmüthigen Worte:

„Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;
„Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe,“

und schon wenige Monate später, noch im Herbste desselben Jahres, folgte er seinem großen Freunde in's Grab, wie zum Zeichen ihrer Unzertrennlichkeit auch im Tode.

Mit Beiden schloß die erste Periode im Leben der freien Zeichnenschule zu Weimar.

Ich habe in vorstehenden anspruchslosen Zügen die Gründung und Entwickelung einer Bildungsanstalt gezeichnet, die, auch bei einsichtsvollster, sorgsamster Pflege gewiß immer noch mit manchen Mängeln und Unvollkommenheiten behaftet blieb und schwerlich jemals großen Glanz nach Außen hin verbreitet hat, so daß vielleicht Mancher fragt: ob dies geräuschlose, fast unscheinbare Leben solch' eingehender Schilderung auch wirklich werth war?

Für mich hat es ein zwiefaches Interesse.

Es zeigt mir, wie Goethe's schöpferischer Geist auch da, wo er das Gebiet des praktischen Lebens berührte, seiner Zeit weit vorauseilend, mit Adlerblicken in die Zukunft schaute, schon das noch schlummernde Bedürfniß erkannte und zu seiner Befriedigung Einrichtungen schuf, die später von größeren Staaten zu größerer Vollkommenheit und in umfassender Organisation zu einem bedeutenden und fortwährenden Hebel des Aufschwungs der Gewerbe erhoben und fortgebildet worden sind.

Es zeigt mir aber auch zugleich den großen Mann, dessen Gedanken die Welt umfaßten, wie er, weit entfernt von jener falsch verstandenen geistigen Vornehmheit, es nicht verschmähte, auch den kleinsten Gegenständen, die sein Amt ihm vorführte, die eingehendste und gewissenhafteste Fürsorge zu widmen. Vielleicht war es sein Lohn hierfür, daß er in diesem Wechsel der kleineren Arbeiten des praktischen Lebens für den hochgespannten Geist eine wohlthätige Abkühlung und Beruhigung und mit ihr jenes Gleichgewicht der Seele gewann, das diese zu solcher Größe und Schönheit erhob. Jedenfalls hat er uns die Lehre gegeben, daß in der Welt des Schaffens nichts zu klein und zu geringfügig ist, und daß nur Der Großes zu schaffen vermag, der auch das Kleine zu beachten versteht.

Drei Fest-Sprüche aus Neu-Weimar

von

Franz Dingelstedt.

I. Zur deutschen Tonkünstler-Versammlung.

(4.—8. August 1861.)

Der Sommer glüht in reifen Aehren,
Bergunter geht bereits das Jahr;
Nun wird es nicht mehr lange währen,
So kommt der Schnitter fleiß'ge Schaar,
Und schneidet ab, und liest in Garben,
Was die ersehnte Ernte bot,
Dabei auch Unkraut, bunt von Farben,
Im Gelb des Kornes blau und roth.

Den Schnittern sind wir wohl vergleichbar,
Die wir, zu heitrem Fest gesellt,
Was unsrer Müh' und Kunst erreichbar
Zusammen auf- und ausgestellt;
Ist auch ein Häuflein Spreu darunter,
Was thut's? Sie fällt von selber aus
Und fliegt im Hauch des Windes munter
Als gold'ner Regen über's Haus.

Daß aber just auf dieser Tenne
Wir uns zum Erntekranz vereint,
Daran, Ihr Hörenden, erkenne
Ein Jeder, wie wir's ernst gemeint;
Der Boden ist und bleibet heilig,
Den Ihr zu Euren Füßen fühlt,
Was auch der Strom der Zeiten eilig
Und wild von ihm hinweggespühlt.

Hier übten Deutschlands größte Meister
Vormals die Dichtkunst schaffend aus;
Noch schwebt, bald Schutz-, bald Rache-Geister,
Der hohe Kreis um dieses Haus!
Wir, eines and'ren Werks Genossen,
Folgen voll Ehrfurcht ihrem Thun:
Aus Trümmern können Blüthen sprossen,
Kunst wie Natur darf niemals ruh'n!

Sei's Malen, Singen oder Schreiben,
Ein gutes Feld trägt jede Kunst,
Nur nicht Handwerks-Schmarotzer-Treiben,
Nicht unfruchtbarer Schule Dunst;
Dreifelderwirthschaft nennt's der Bauer,
Wenn er nicht stets dasselbe baut;
Er weiß: Die Arbeit ist gleich sauer,
Obschon die Frucht verschieden schaut.

Laßt Euch die unsre denn gefallen,
Versucht, wie sie die Probe hält,
Die, ach! am wenigsten von allen
Uns selbst, den Uebenden gefällt;
Wir fühlen tief, daß wir nur streben,
Noch lange nicht am Ziele stehn,
Zuweilen irr, gar oft daneben,
Doch nie und nimmer rückwärts gehn!

Das ist das Merkmal unsrer Tage,
Der Sängerstreit der Gegenwart,
Der noch auf Antwort seiner Frage,
Auf seinen Wartburg-Frieden harrt;
Wir kämpfen muthig, unverdrossen,
Mag Sieg, mag Tod beschieden sein,
Und laden Euch zu Spielgenossen,
Zu Hörern, nicht zu Richtern, ein.

Die Schranken auf! Heran ein Jeder,
Der schafft, wenn auch in Sturm und Drang!
Hinaus die Fehde mit der Feder;
Hier ficht man nur mit Sang und Klang!
Und sind die Hall' und Widerhalle
Noch so verwirrt — Ein Griff, Ein Lauf:
Die Tonkunst löst sie alle, alle
In Harmonie versöhnend auf!

II. Zum Maskenfest.

(11. März 1863.)

Im Zigeuner-Lager.

Wir von afrikan'schem Stamme
Kommen just durch's rothe Meer,
Von des Atlas hohem Kamme
Und vom Ettersberg hierher.
Seht in uns dieselbe Bande,
Die bereits, vor Jahr und Tag,
An der Ilm geweihtem Strande
Und der Lotte*) Busen lag.

*) Ein Bächlein in Weimar.

Pius Alexander war es,
Auch der große Wolf genannt,
Welcher unser wunderbares
Volk in seinem Werth erkannt,
Der es, als Zigeuner-Vater,
Unter Weber'scher Musik,
Ueber sämmtliche Theater
Führte mit enormem Glück.
Dieses hier ist Preziöschen,
Die schon manchen Abend lang
In den weißen Atlashöschen
„Einsam, nicht alleine" sang.
Leider ist sie alt geworden:
Funfzig Jahre schleppt sie fast
Durch den kühlen deutschen Norden
Der Guitarre süße Last,
Doch dafür hat ihr Verlobter,
Felix, gut sich konservirt,
Weil er sich als keusch erprobter
Junker allzeit aufgeführt.
Auch wir andern üben treulich
Sitt' und Zucht in Land und Stadt,
Obgleich Ramberg uns abscheulich
Lumpenhaft gekleidet hat.
Glaubt es meinem Wort und Reime,
Daß wir guter Leute Kind,
Theilweis wirkliche geheime
Oberhofzigeuner sind.

Wenn sich nun am heut'gen Tage
Unser Kreis in Euren stiehlt,
So geschieht's nach alter Sage,
Die dem Stamme Wolf's befiehlt:
Gehet hin, woher Ihr kamet;
Also will's die Polizei,
Daß, wo Ihr den Anfang nahmet,

Dort auch Euer Ende sei.
Denn nur da seid Ihr willkommen,
Wo man schon von Alters her
Gut und gastlich aufgenommen
Der Zigeuner wildes Heer.
Maler, Musiker, Poeten,
Anderwärts verfolgt, vervehmt,
Eilet, daß Ihr ungebeten,
Euren Sitz in Weimar nehmt.
Seht, ob bei dem Maskenfeste
Nicht die Wunderthat gelingt,
Daß sich Eures Stammes Beste,
Daß Preziosa sich verjüngt.

(ad Serenissimum:)

Mächt'ger Fürst der weißen Männer,
Der Ihr unser Gönner seid,
Und als schöner Künste Kenner
Auch um Schönheit wißt Bescheid,
Rührt mit diesem kleinen Stabe
Preziosen gnädig an;
Dann wird sie die Doppelgabe:
Jugend, Schönheit, neu empfahn.

(Verwandlung. Tusch im Orchester.)

Etwas langsam ging es zwar,
Aber doch recht wunderbar:
G'rade so, als wirkte hie
Hoftheater-Maschinerie.
Fei're Spiel und Tanz jetzunder
Dieses nagelneue Wunder.
Doch zuvor, Preziosa, weihe
Unser Fest ein: Profezeie!

(Sprüche Preziosa's. Komische Spiele zweier Zigeuner. Großer Zigeuner-Tanz. Finis.)

III. Zur Shakspeare-Jubelfeier im Hoftheater.

(23. April 1864.)

O eine Feuermuse, die hinauf
Zum höchsten Himmel aller Dichtung stiege!
Ein Reich zur Bühne, Fürsten drauf zu spielen,
Und um der Scene Pracht zu schaun, Monarchen!
Dann kehrte wohl in eigenster Gestalt
Der große Dichtergeist — der größte aller
Die jemals in germanischer Zunge — nein,
In Feuer- und in Engelzungen sprachen —
Zurück noch einmal auf die bange Erde,
Worauf er heute vor dreihundert Jahren
In Fleisch und Bein erschien, und sonnte sich
In seiner nachgebornen Herrlichkeit,
Gleich einem Sterne, der, bei Tag verhüllt,
Zur Nacht die ganze Welt mit Glanz erfüllt.

Verzeiht, ihr Theuern, daß wir es gewagt
In dieses Saales engbeschränkten Raum,
Das ärmste schier der deutschen Schauspielhäuser,
Solch einen Riesengeist herabzuziehn.
Verzeiht daß wir sein heutig Jubelfest
Sogar mit seiner Werke mächtigstem
Und schwerstem zu begehn uns unterfangen,
Aus fern entlegnem Himmelsstrich ein Sieben-
Gestirn am Horizont heraufbeschwörend,
Um das die übrigen Fixsterne kreisen,
Das einst ein Licht- und Richtpunkt werden kann
Im Meer der Kunst dem irren Schiffersmann.

Wir durftens wagen, unter vielen wir.
Besinnt euch wo wir stehn. Dies ist die Bühne,
Worauf, vom Wirbel bis zur Zeh' geharnischt,
Der erste Wallenstein gewandelt hat:

Von seinem Fußtritt dröhnen noch die Breter;
Hier stand die Wiege Egmont's, Tasso's, Tell's!
O goldne Namen schöner Vorbedeutung
Und schönerer Erfüllung, seid gegrüßt!
Bei eurem Klang schwillt höher jede Brust,
Und es erweitert sich durch euren Zauber
Das niedre Haus zum edelsten der Tempel,
Auf Säulen ruhend, ew'ger als das Erz,
Und himmelan die Marmorwölbung streckend.
Ja, hier wird wahr ein oft mißbrauchtes Wort,
Daß diese Breter eine Welt bedeuten, –
Belebt, bevölkert von Erinnerungen,
Die jedem deutschen Herzen theuer sind,
Die sich verkörpern in dem Doppelbild,
Das an der Schwelle draußen euch empfängt.
Seht, heut gesellt im heil'gen Bund der Dritte
Zu Deutschlands Dioskuren sich der Britte;
Auch Er ist unser, ruf' ich jubelnd aus,
Am Shakspeare-Fest, im Goethe-Schiller-Haus!

Zwar wenn wir von dem klassischen Asyl
Nach außen blicken, weht es uns nicht festlich,
Nicht freudig an. Der deutsche Süden trauert
In Sack und Asche; voller Blut und Wunden
Der deutsche Norden. Ernst und frostig ist
Die Gegenwart, die Zukunft — trübe, trübe.
Das Land, das Meister William uns gesandt,
Hat sich vom Mutterlande abgewandt;
Dem Dänen, unserm Feind, hat sich's versprochen,
Ihm, dessen Fäulniß Hamlet schon gerochen.
Auf Deutschlands Grenzen lauern in der Runde
Die alten Gegner auf die neue Stunde,
Und ach, im Innern, giftiger als je,
Frißt unser Wurm, das angestammte Weh,
Die Zwietracht, die das erste Volk der Welt
Auf eine Stufe mit dem letzten stellt!

Wir dulden mit im allgemeinen Leid,
Doch dürfen wir, erhobnen Hauptes, sagen:
Wir haben nicht verschuldet was wir tragen.
Thüringen, Deutschlands ewig junges Herz,
Hat stets, in guten und in schlechten Tagen,
Nicht für die Kunst allein, in Spiel und Scherz,
Nein, auch im Ernst, für Recht und Licht geschlagen.
Wenn draußen Kirchenbann und Reichesacht
In blindem Eifer gegen sie gewüthet,
Hat hier des Volkes Muth, der Fürsten Macht
Getreu der Menschheit heil'gen Hort gehütet.
Ihr wißt was an der Wartburg Zinne steht,
Als wenn's geschrieben wär' in goldnen Lettern,
Was, wie in unsres Waldes grünen Blättern,
In der Geschichte Weimars rauscht und weht:
Wie viel der Feinde auch, wie böse, nahn,
Das Wort, die Wahrheit, soll'n sie lassen stahn,
Die feste Burg, das Recht, ficht keiner an!
Ja, dieß Bewußtsein kann uns niemand rauben,
Auch nicht im gegenwärt'gen Bundeskrieg,
Daß wir an unsre gute Sache glauben
Und ihren sichren, wenn auch späten, Sieg!

In solcher Zuversicht, und eingedenk
Der hohen Sendung, welche dem Theater
Zwei Meister, Shakspeare, Schiller, vorgezeichnet,
Ist uns vergönnt im ernsten Spiel der Zeit
Ein Spiel voll Ernst wetteifernd zu beginnen.
Die Bühne soll ja „der Natur den Spiegel
Und seinen Körper dem Jahrhundert zeigen."
Wie hier, vor Wallenstein, erinnert ward,
Geziemt sich's just in Tagen gleich den unsern —
„Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Wo um der Menschheit große Gegenstände,

Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen" —
Daß höhren Flug die Welt der Bühne nehme,
Damit nicht die Weltbühne sie beschäme.

Steigt aus dreihundertjähr'gem Todesschlafe
Denn wiederum empor ans Lampenlicht,
Ihr ehrnen Schatten Lancasters und Yorks!
Durchwandert unsre (blutigen und trocknen!)
Schlachtfelder. Setzt, wie Banquo's Geist, euch nieder,
Hinter dem grünen Tisch der Staatenkünstler,
Vor der Tribüne schlauer Volkstribunen,
Auf Wechslerbänken, unter Orgien,
An dem Belsazarmahl der Gegenwart!
Der Dorn der rothen und der weißen Rose
Reiße noch einmal alle Wunden auf,
Woraus im dreißigjähr'gen Bruderkampfe
Das lustige Altengland, ähnlich wie
Das deutsche Reich, grausam verblutete.
Die Großen sollen lernen, sammt den Kleinen,
Wohin das Unrecht, die Entzweiung führt;
Doch auch getröstet mögen sie erkennen,
Daß ein gesundes, lebensfähiges Volk
Aus innerm Drangsal wie aus fremdem Druck
Sich durch die eigne Kraft erheben kann,
Sobald es sie und sich zu sammeln weiß.
Und wenn sich also, im gewaltigsten
Der Werke, die historische Kunst erschaffen,
Das strenge Wort bewährt das Schiller spricht:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,
So übt darin, versöhnend und verklärend,
Doch auch ihr Mittleramt die Poesie,
Durch Shakspeare, ihrer Hohenpriester höchsten;
Er eint, wie Prospero, was der Sturm geschieden,
Und ruft uns zu: Weltpoesie — Weltfrieden!

Sein Fest laßt uns durch Waffenstillstand weihen:

Im Hause — zwischen feindlichen Parteien,
Und in der Welt — des Deutschen mit dem Britten,
Die wir genug um fremden Zweck gestritten,
Obwohl wir einer Mutter Söhne sind,
Verbrüdert in dem Sankt-Georgen-Kind,
Das uns gehört, zu gleichem Theil uns Zweien.
Wenn wir im Kampf uns morgen neu begegnen,
Mag's Blitz und Donner, oder Noten, regnen;
Doch heute zündet auf dem Frühlingsplan,
Statt Kriegsgeschossen, Freudenfeuer an!
Stimmt ein, wenn drüben Rule Britannia klingt,
Ein Hymnus, voll und kräftig, wie ihn brausend
Der Ocean von Jahrtausend zu Jahrtausend
Um das smaragdne Inselkleinod singt!
Ihm gilt es! Shakspeare's dritte Jubelfeier
Zerreißt mit lichtem Strahl die dunklen Schleier;
Zwei Völker reichen sich von Strand zu Strand,
In seinem Geist verklärt, die Bruderhand!

Und dermaleinst, wenn unsre Enkel lesen
Welch seltner Feierabend heut gewesen,
Wie jedes Haus geopfert zu dem Feste
Von seinem und von Shakspeare's Gut das Beste —
Dann werden sie, mit uns zufrieden, sagen:
Es war ein Sonnenblick in grauen Tagen,
Auf Sturmgewölk ein siebenfarbner Bogen,
Den über tiefe Kämpfe, weite Meere,
Zu Englands und zu Deutschlands eigner Ehre
Als Friedensband die freie Kunst gezogen.

Ein Jenaer Rathswachtmeister und Poet.

Eine Vorlesung

von

Dr. K. Brüger.

Wer die Straßen unserer Nachbarstadt Jena durchstreifend die Namen auf den Erinnerungstafeln liest, welche seit dem Universitäts-Jubiläum die Eingänge zahlreicher Häuser schmücken und diese als die ehemaligen Wohnungen bedeutender und berühmter Männer kennzeichnen: dem könnte, wenn er mit den Lebensläufen der deutschen Dichter nicht näher vertraut ist, gar leicht der Gedanke kommen, als sei der Musenstadt die Muse der Dichtkunst vorzugsweise hold gewesen und, wie im alten Griechenland viele Städte der Erzeugung des Einen Homeros sich rühmten, so umgekehrt im deutschen Vaterlande der Einen Stadt der Ruhm zugefallen, vieler Homeriden Geburtsstätte zu werden. Von der Zeit an, da Johannes Stiegel, der kaiserlich gekrönte lateinische Poet, zum ersten Male den Lehrstuhl der Beredtsamkeit und Poesie an der neuerrichteten Universität bestieg, bis herab auf unsere Tage, wie viele theils glänzende theils wenigstens bekannte Dichternamen, die auf jenen Gedenktafeln uns begegnen. Und doch kann von den einstigen Trägern dieser Namen die Stadt schwerlich Einen mit Recht den Ihrigen nennen, die nur vorübergehend, die Einen als Lernende, Andere als Lehrende, noch Andere nur als flüchtige Besucher längere oder kürzere Zeit in ihr gerastet haben. Fast ließe sich der Vorwurf erheben, daß, um den Glanz der Universität in den Tagen ihres Jubiläums zu erhöhen,

auch fremden Schmuck zu borgen nicht verschmäht worden sei. Denn keines bedeutenden Dichters Wiege hat in Jena gestanden. Keiner hat auch nur dort eine zweite Heimath gefunden, wie z. B. Wieland, Goethe, Schiller in unserem Weimar. Einige zwar die letzte stille Heimath. So Christian Günther, der den wüsten Rausch seines verlorenen Lebens dort auf dem Johanniskirchhofe ausschläft, und der phantasiereiche schwärmerische Sonnenberg, der in der Nacht des Wahnsinns freiwillig unfreiwillig in Jena sein Leben endete.

Und doch hat auch die Stadt Jena ihren Dichter gehabt, der ihr angehört durch seine Geburt und bis zum Ziele seines Lebens der Ihrige geblieben ist. Auf dem Jenaer Gottesacker, an der Ostseite der St. Johanniskirche, erhebt sich seit einigen Jahren ein einfaches Grabdenkmal aus Sandstein, von der Bürgerschaft Jena's errichtet. Es zeigt in goldnen Lettern neben dem Namen dessen, der darunter schlummert, folgende, wenn ich recht berichtet bin, von Kieser verfaßte Inschrift:

„Jena's edelster Sohn, deß goldenem Munde entströmte,
Treu im Frieden und Krieg, manches unsterbliche Lied.“

Das Lob dieses Epitaphiums ist nun freilich etwas ausschweifend, dem schlichten Charakter des Mannes, dem es gilt, und seinem schlichten Liede wenig angemessen. Unsterblich wird wohl keines der Gedichte sein, deren Klang bei Lebzeiten des Dichters über dessen Heimath kaum hinausgedrungen ist. Seinen Namen wird man in den Literaturgeschichten der Jetztzeit und der Zukunft nicht finden und, wenn ich ihn nenne, so wird er selbst in Ihrem, den Jenaer Verhältnissen so nahe stehenden Kreise Manchem wahrscheinlich unbekannt sein. Die Dichterzunft der Gegenwart wird den einfachen Bürgersmann, den Buchdruckergehilfen und städtischen Polizeidiener, den Winkelpoeten, dessen Muse nicht aus der Cotta'schen Offizin auf goldumsäumten Velin-Papierschwingen in die weite Welt flog, sondern nur den engen Leserkreis des Jenaer Wochenblättchens mit ihrem Besuche zu erfreuen pflegte, den armen Verfertiger schlechtbezahlter Hochzeits- und Leichencarmen schwerlich als Zunftgenossen anerkennen. Und doch schlug in dem einfachen Manne, den jener Grabstein deckt, ein volles warmes Dichterherz, das sich in lyrischen

Ergüssen voll großer Sinnigkeit, Zartheit und poetischer Wahrheit offenbart hat, und ich glaube, keine ganz undankbare und von vornherein verwerfliche Aufgabe mir gestellt zu haben, wenn ich am heutigen Abende versuche, das Andenken an Wilhelm Treunert, den Jenaer Rathswachtmeister und Poeten, bei denen, die ihn perlich oder aus seinen Dichtungen kennen gelernt haben, aufzufrischen und die Aufmerksamkeit derer auf ihn hinzulenken, die heute vielleicht zum ersten Male seinen Namen nennen hören.

Lessing läßt den Maler Conti an seinen fürstlichen Mäcen die Frage richten: „Meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden?" Ein malerisches Genie freilich, aber darum noch kein Maler! Und die Hände, mit denen Raphael glücklicher weise geboren war, sind es nicht allein gewesen, welche das größte malerische Genie auch zum größten Maler gemacht haben. Die äußeren Lebensverhältnisse mußten die Entfaltung und Ausbildung der vorhandenen Naturanlage begünstigen. Die Triebkraft steckt freilich in dem Pflanzenkeime; wenn aber aus ihm der schattende, früchtespendende, die gefiederten Sänger des Waldes in seinen Zweigen beherbergende Baum erwachsen soll, so muß das Samenkorn in den geeigneten Boden fallen, die zarte Pflanze vor den schädigenden Einflüssen der Witterung geschützt sein, Sonnenlicht und Gewitterregen müssen in entsprechendem Wechsel ihr Wachsthum befördern. Nicht anders ist es mit der Kunst; nur die Anlage wird geboren, nicht der Künstler, der Dichter. Das Talent muß durch die Wissenschaft genährt werden, um zum rechten Gebrauche seiner Kräfte zu gelangen. Sind in den Lebensverhältnissen, in denen es in die Welt tritt und in ihr aufwächst, die Bedingungen hierzu nicht gegeben, so wird es verkümmern, mindestens doch nicht zu jener Blüthe sich entfalten, die ihm im Keime bestimmt war. Sicherlich hat schon in mancher Tagelöhnerhütte oder Handwerkerstube die Wiege eines Kindes gestanden, das der Genius der Dichtkunst bei der Geburt mit seinen reichsten Gaben beschenkt hatte, aber sie blieben ungenützt und unentwickelt, ein vergrabenes Pfund, weil ein widriges Lebensschicksal ihre rechte Ausbeutung und entsprechende Verwendung nicht zuließ. Und der Mann, der, unter einem glücklicheren Sterne

geboren, aufgewachsen in Verhältnissen, welche die Ausbildung der angeborenen Kräfte gestattet und begünstigt hätten, vielleicht die Freude und der Stolz seiner Nation geworden wäre und die Welt mit seinem Namen erfüllt hätte, — er hat denn vielleicht sein Leben lang den Webstuhl getreten oder als Ackerknecht fremdes Feld gepflügt, und ist schließlich dahingegangen, unbekannt und unverstanden, höchstens in den engsten Lebenskreisen als Genie seines Heimathdörfchens oder Stadtviertels genannt oder auch — verkannt. Hin und wieder treibt wohl auch eine solche in kargem Boden wurzelnde und der rechten Lebensluft entbehrende Poetenpflanze vereinzelte Blüthen voll Duft und Farbenfrische. Ein glückliches Ungefähr läßt sie den sinnigen Wanderer auf unbetretenen Pfaden finden. Er pflückt sie, an ihrem Naturhauche sich erfreuend, aber er kümmert sich nicht um den wildgewachsenen Strauch, der sie trug, und die Stätte, an der sie erblüht sind, wird vergessen. In dem vollen Blumenstrauße der deutschen Poesie duftet gar manches in solcher Stille und Einsamkeit erblühtes Haidenröschen und manche in tiefer Verborgenheit rieselnde Quellen haben den goldnen Strom des deutschen Volksliedes mit gespeist.

Weshalb ich diese Betrachtungen vorausschicke? Weil ich durch sie auf den Standpunkt hinleiten möchte, von dem aus das dichterische Schaffen des Mannes, dessen Lebensbild ich Ihnen vorzuführen gedenke, von dem gerechten und billigen Beurtheiler in das Auge gefaßt werden muß. Auch Wilhelm Treunert war eine solche wildaufgewachsene Dichterpflanze, die der Pflege durch Gärtnerhand, ja der nothwendigen Bedingungen für ihre naturgemäße Entwickelung zum Theil entbehrte. Aus niederem Stande und in den allerdürftigsten Verhältnissen geboren; bei der Geburt schon gewissermaßen eine halbe Waise; in seiner wissenschaftlichen Ausbildung, kaum nachdem sie begonnen, unterbrochen; bis in das späteste Mannesalter im täglichen Ringen mit Noth und Sorgen; oft kaum das besitzend, was des Lebens Nothdurft unbedingt erheischt; dazu an ein unbefriedigendes Ehebündniß gefesselt: das ist die Summa seines äußeren Lebens und sie ist wohl in Rechnung zu ziehen, wenn man an die Leistungen des Dichters einen gerechten Maßstab anlegen will. Wer aber diese Momente berücksichtigt, dem wird, wenn er

die Treunert'schen Dichtungen zur Hand nimmt, nicht etwa blos ein gewisses Talent im Versemachen, sondern eine wirkliche, tiefangelegte Dichternatur aus ihnen entgegen treten, der wird staunen über die Fülle wahrhaft poetischer Anschauungen und Ideen, über die der einfache, wissenschaftlich nicht gebildete Mann zu gebieten hatte und über den Reichthum und die Schönheit der inneren Welt, die er sich in Mitten des Drucks und der Sorgen seiner äußeren Existenz auferbaute.

Lassen Sie mich darum zunächst einen Abriß von Treunert's äußerem Lebensgange geben, wie ich ihn theils einer kurzen Biographie entnehme, die, aus der Feder eines ausgezeichneten Gelehrten und Universitätslehrers geflossen, dem letzten Bändchen der Treunert'schen Gedichte vorangestellt ist, theils den gefälligen Mittheilungen von Freunden und Bekannten Treunert's verdanke. Daran mag sich dann der Versuch einer Charakteristik des Menschen und des Dichters reihen.

Wilhelm Treunert wurde am 27. Januar 1797 in Jena außer der Ehe geboren. Er war ein Studentenkind. Seinen Vater hat er niemals kennen gelernt, nicht einmal dem Namen nach. Die Mutter machte die Aufwärterin bei Studenten. Sie wird als eine gewandte, geriebene Person geschildert und scheint nicht ohne einen gewissen relativen Grad von Bildung gewesen zu sein. Wenigstens wußte sie mit der Feder leidlich umzugehen, was im Anfang dieses Jahrhunderts bei einer Frauensperson ihres Standes schon etwas sagen will. Sie setzte für andere Leute gegen Entgelt Mahnschreiben und Gevatterbriefe auf, die sie selbst als Botin an die Adressaten, Jenaer Bürger und Studenten, zu befördern pflegte. Die Kindheit Treunert's war in jeder Hinsicht arm und verlassen. Wenn die Mutter dem Tageserwerbe nachging, pflegte sie den Knaben in der Stube einzuschließen, nachdem sie ihm seine dürftige Kost für den ganzen Tag hingestellt hatte. Einst soll sie, spät am Abend heimkehrend, ihn vergeblich gesucht haben; erst nachdem sie schreiend die Nachbarschaft aufgeboten hatte, wurde das Kind unter dem Bette, in einen Winkel gedrückt, schlafend vorgefunden. Vielleicht hat die Erinnerung an diese in der verschlossenen Stube einsam zugebrachten Tage und an in solcher Stille lebendig gewordene Spiele der kind-

lichen Phantasie einem artigen Gedichte die Entstehung gegeben, welches in dem zweiten Bändchen der Treunert'schen Sammlung steht und „der Engel an der Hofapotheke" überschrieben ist. Die Hofapotheke in Jena führte nämlich früher als Zeichen einen aus Holz geschnitzten, schön bemalten und vergoldeten Engel, weshalb sie auch die „Engelapotheke" genannt wurde.

Ein Knabe war so arm und bloß,
Daß seine Mutter ihn verschloß;
Zum Ausgehn fehlten ihm leider
Die allernöthigsten Kleider.

Und Fensterscheiben, trüb und blind,
Die zeigten kaum dem armen Kind,
Das kläglich eingeschlossen,
Die spielenden Jugendgenossen.

Wie sehnt' es sich, wie härmt' es sich,
Wie weint' es oft so bitterlich.
Wenn draußen die Gassen blinkten
Und hell und freundlich winkten.

Doch eines Tages wunderbar
Ein anderer Knabe bei ihm war,
Geschmückt mit weißen Gewändern
Und goldnen und grünen Bändern.

Er kam wohl auf dem Sonnenstrahl?
Ich weiß es nicht; doch allemal,
Wenn er kam zu dem armen Knaben,
Sie prächtig gespielet haben.

Wie wußt' er doch Geschichten viel!
Wie kannt' er manches neue Spiel!
Wie sang er so liebliche Lieder,
Und kam fast täglich wieder!

Und als der arme Knabe spät
Nun endlich doch zur Schule geht,
Da hat er den fremden gesehen,
Am Markte sah er ihn stehen.

Er hat ihn Augenblicks erkannt,
Und hätt' ihm gern gereicht die Hand;
Doch jener winkte bescheiden:
Nicht hier vor den vielen Leuten!

Der Engel war's — glaubt meinem Wort! —
Der ehemals im Fenster dort
An der Hofapotheke gestanden,
Und den gar viele kannten.

Gesprochen aber hat er nicht,
Als mit dem armen, kleinen Wicht;
Der wurde zum Mann unterdessen,
Doch hat er es nimmer vergessen.

Wenn auch nicht gerade einen Engel, so hatte Treunert, während er in der Wohnstube eingeschlossen war, in seiner Einsamkeit doch einen andern seltsamen Spielkameraden, nämlich einen zahmen Hamster, den er auf's zärtlichste liebte. Als er am 14. Oktober 1806 bei der Plünderung Jena's durch die Franzosen nach dem Dörfchen Ziegenhain flüchtete, vergaß er nicht, diesen seinen Liebling, ihn in einem Topfe bergend, mit sich zu nehmen.

Bis in sein zehntes Jahr hat Treunert keine Schule besucht. Doch hatte ihm die Mutter selbst im Lesen und Schreiben den nothdürftigsten Unterricht ertheilt. Erst im Jahre 1807, als ein an die Ephorien erlassenes Zirkular des Weimarischen Ober-Konsistoriums die älteren Verordnungen über den Schulbesuch in Erinnerung gebracht und deren strenge Handhabung eingeschärft hatte, wurde der Knabe — nach bereits zurückgelegtem zehnten Lebensjahre — in die Jenaer Stadtschule gebracht. Die Verhältnisse seiner Mutter hatten sich inzwischen etwas gebessert. Sie war zu dem Buchdrucker Joch als Haushälterin gezogen und aus der Haushälterin war bald die Hausfrau geworden.

Treunert's nunmehriger Stiefvater besaß neben seinem Buchdruckereigeschäfte eine Leihbibliothek, die in dem Stiefsohne bald ihren eifrigsten Leser fand. Treunert selbst hat nachmals erzählt, wie er sämmtliche Romane jener Leihbibliothek verschlungen gehabt, bevor ihm ein Katechismus auch nur zu Gesicht gekommen sei. So ungesund und unpassend auch diese Lektüre für ein kindliches Gemüth sein mußte, so mag sie doch anregend auf das poetische Talent des Knaben gewirkt haben, das sich schon damals in verschiedenen Gelegenheitsgedichten offenbarte. Durch eines dieser Gedichte wurde die Aufmerksamkeit des nachmaligen Konsistorialraths Dr. Klein in Eisenberg, der damals an der städtischen Schule in Jena als Lehrer fungirte, auf die besondere Begabung Treunert's gelenkt. Der Junge hatte den Geburtstag einer kleinen Mitschülerin, der Tochter eines Jenaer Kaufmanns, poetisch gefeiert. Das Gedichtchen zirkulirte in der Schulklasse und hatte das gewöhnliche Schicksal derartiger Umläufe, indem es in die Hände des Lehrers fiel. Die Verse müssen für das Alter und den Bildungsstand des Knaben nicht schlecht gewesen sein, denn Dr. Klein wollte nicht glauben, daß

dieser der Verfasser sei. Um die Wahrheit zu ergründen und den Jungen auf die Probe zu stellen, beschied er diesen in seine Privatwohnung und überließ ihm hier Feder und Tinte mit dem Geheiß, binnen einer bestimmten Frist über einen beliebigen Gegenstand ein Gedicht anzufertigen. Dann entfernte er sich, verschloß die Stubenthür und ließ den kleinen Poeten in der Stube eingesperrt zurück. Als er nach Ablauf der Frist wiederkehrte, war das Gedicht fertig. Der Knabe hatte in schalkhaften Reimen sein Leid über den Arrest geklagt, den ihm die Neigung zum Versemachen zugezogen. Dr. Klein leitete damals eine Privat-Erziehungsanstalt in Jena. Das an Treunert wahrgenommene Talent bestimmte ihn, den Knaben in dieses Institut und zugleich als Famulus oder Diener in sein Haus aufzunehmen. Von jetzt an genoß Treunert einen ordentlichen Unterricht, der sich auch auf die alten Sprachen erstreckte. In jener Zeit scheint sich auch der Hofrath Eichstädt für ihn interessirt zu haben, der zu Treunert's Stiefvater, dem Buchdrucker Joch, Beziehungen hatte, da dieser damals die unter Eichstädt's Redaktion stehende weiland berühmte Jenaer Literaturzeitung druckte.

Im Jahre 1813 erhielt Dr. Klein einen Ruf als Professor an das Gymnasium in Hildburghausen. Er nahm Treunert auch dahin mit und dieser wurde in Hildburghausen in die Sekunda des Gymnasiums als Schüler aufgenommen. Die Reise von Jena nach Hildburghausen war der erste Ausflug des damals sechszehnjährigen Burschen. Es ist über sie ein nicht uninteressanter Brief erhalten, den Treunert alsbald nach der Ankunft in Hildburghausen unterm 16. Mai 1813 an seinen Stiefvater geschrieben hat. Die Reise ging über Lichtenhain, Göttern, Blankenhain, Stadtilm und Ilmenau. Wegen der schlechten Wege mußte oft aus dem Wagen gestiegen und zu Fuß gegangen werden. Kaum drei Stunden über Jena hinausgekommen, brach die Achse des Wagens, so daß die Reisenden in einem Dorfe übernachten mußten. Dem kleinen Jenaer Poeten erging es mithin bei seinem ersten Ausflug auf die hohe Schule in ähnlicher Weise, wie dem größten deutschen Dichter, als er von Frankfurt aus zum ersten Male die Universität bezog. Alles auf dieser Reise war für Treunert überraschend und neu, aber auf's höchste entzückte ihn der Thüringer Wald. „Da gab's Wunder-

dinge", schreibt er; „die vielen Köhler mit den asiatischen Gesichtern, die uns doch so freundlich grüßten und den Weg zeigten, schienen mir eine neue Menschenart zu sein. Die Meiler kamen mir wie Vulkane vor. Aber die göttlichen Waldgegenden lassen sich nicht beschreiben."

Auch in Hildburghausen blieb das dichterische Talent Treunert's nicht unbekannt. Nach einem Briefe aus jener Zeit wurde er durch ein Paar Gedichte bei den Vornehmsten der Stadt und selbst dem Hofe bekannt. Sie waren dem Erbprinzen und der Herzogin gezeigt worden. Einen kleinen Erwerb verschaffte ihm die Ertheilung von Privatunterricht an jüngere Schüler. Freudig meldet er der Mutter in Jena, daß er jetzt 21 Groschen und 6 Pfennige besitze; es gehe aber freilich Alles wieder für Stiefelbesohlen und andere Ausgaben hin.

Leider währte Treunert's Aufenthalt auf dem Gymnasium nicht lange, wenig über ein Jahr. Schon im Jahre 1814 ist er wieder in Jena. Klein konnte ihn, als seine Familie sich mehrte, nicht mehr bei sich behalten. So sagt Treunert's Biograph. Ob noch andere Ursachen mitgewirkt haben, muß dahin gestellt bleiben. Für ihn bildete der Weggang von Hildburghausen, der ihn der wissenschaftlichen Laufbahn für immer entriß, eine wunde Stelle in seinem Leben, die er später nicht gern berührte und über die er, wenn das Gespräch auf seine Jugendjahre kam, auch vertrauten Freunden gegenüber mit Stillschweigen hinwegzugleiten pflegte.

Während seines früheren Aufenthalts in Jena hatte Treunert auf Veranlassung des dortigen französischen Stadt-Kommandanten, der sich in Folge eines ihm gewidmeten Geburtstagsgedichts für den begabten Knaben interessirte, bei irgend einer feierlichen Gelegenheit der damaligen Frau Erbgroßherzogin Großfürstin Maria Paulowna ein von ihm verfaßtes Festgedicht überreichen lassen. Die hohe Frau hatte in einem hierdurch veranlaßten Schreiben die Zusage einfließen lassen, für Treunert sorgen zu wollen, wenn er ihres Beistands bedürfen werde. Mit der Hoffnung auf diesen Beistand und dem Vorsatz, darum anzusprechen, reiste Treunert von Hildburghausen nach Weimar. Aber er fand die Frau Großfürstin dort nicht anwesend. Sie war im Auslande, vermuthlich während des Kongresses in Wien. Unter diesen Umständen schien Treunerten nichts Anderes

übrig zu bleiben, als den Vorschlag seines Stiefvaters Joch anzunehmen und bei diesem als Buchdrucker in die Lehre zu treten. Das Gewerbe war ihm nicht fremd, da er schon als Jenaer Stadtschüler hin und wieder in der Schriftsetzerei Beihilfe geleistet hatte.

Als Napoleon's Flucht von Elba und die Verjagung der Bourbons von dem kaum wieder bestiegenen Throne das deutsche Volk nach kurzem Frieden auf's Neue zu den Waffen riefen, folgte auch Treunert, damals ein achtzehnjähriger Jüngling, dem Rufe des Vaterlands. Er meldete sich in Weimar als Freiwilliger zu den Fahnen. Da er jedoch nicht die Mittel besaß, sich selbst zu equipiren, so wurde er nicht unter das Freiwilligencorps, sondern in die Linie eingestellt. Er machte den Feldzug von 1815 nach Frankreich mit. Im Felde erwarb er sich die besondere Gunst des Obersten, nachmaligen Generals von Egloffstein, der das Weimarische Kontingent befehligte und dem er sich durch seine Gewandtheit mit der Feder und einige Kenntniß der französischen Sprache nützlich machte. Eine Anekdote aus diesem Feldleben zeigt, wie Treunert's Gewandtheit im Versemachen sogar militärische Zwecke fördern half. Der preußische General, dessen Corps das Weimarische Kontingent einverleibt war, hatte befohlen, daß jeder Soldat die Namen aller seiner Offiziere bis zum höchsten hinauf kennen solle. Den Soldaten aber fiel es schwer, die verschiedenen Namen zu merken, sie verwechselten die Chargen und manchfache Verstöße kamen vor. Da dichtete Treunert auf eine bekannte Soldatenmelodie ein Liedchen, in das er die Namen sämmtlicher Offiziere und ihrer Chargen in geschickter Weise einflocht, die sich so dem Gedächtniß der Soldaten leichter einprägten. Einst zogen die Weimarischen Truppen, das Lied singend, vor dem General vorüber. Dieser stutzt über den eigenthümlichen Gesang, in dem als Refrain jedes einzelnen Verses sich sein eigener Name wiederholt. Der Obrist ertheilt auf Befragen Aufschluß, Treunert wird aus dem Gliede vorgerufen und von dem General belobt. Der Obrist von Egloffstein wünschte sehr, Treunert beim Militär zu behalten, er wollte ihn zum Unteroffizier befördern und auch für sein ferneres Fortkommen Sorge tragen. Dieser aber, obschon anfänglich mit Leib und Seele Soldat, war des Soldatenstandes bald müde geworden. Zu Heldenthaten hatte das Kontingent freilich keine Ge-

legenheit gefunden und das Mechanische des Dienstes konnte einer Natur, wie die seinige, auf die Dauer nicht zusagen. Nach beendigtem Feldzuge nahm er, taub gegen die Wünsche und Rathschläge des Obersten, seinen Abschied. Der General von Egloffstein blieb ihm übrigens sein Leben lang gewogen und Treunert versäumte nie, ihn zu besuchen, so oft er später nach Weimar kam.

Von dieser Zeit an lebte Treunert wieder als Schriftsetzer in Jena, ein Paar Jahre auch in Weimar. Im Anfang der zwanziger Jahre verheirathete er sich. Die Ehe war leider keine glückliche. In späteren Jahren lebten die Eheleute völlig von einander getrennt.

Die Ehe Treunert's war kinderlos. Er hatte aber eine Pflegetochter angenommen und von dem zartesten Alter an mit Hingebung und Treue auferzogen. In seinen alten Tagen hatte er die Befriedigung, dieses Mädchen, das er wie ein eigenes Kind liebte, in glücklicher Ehe verheirathet zu wissen und während des mehrjährigen schweren Krankenlagers, das seinem Tode vorausging, in ihr eine treue, dankbare Pflegerin zu finden. Als das erstgeborene Kind seiner Pflegetochter frühzeitig verstorben war, hat er an dessen wiederkehrendem Geburtstage das folgende schöne Gedicht geschrieben:

Das kleine Grab.

Am Geburtstage eines gestorbenen Kindes.

Ein Kindergrab, so niedrig und so klein!
Ein von der Erde kaum erhob'ner Hügel!
Hoch über ihn hinweg im Sonnenschein
Tanzt noch der Schmetterling auf zartem Flügel.

Und doch ein Berg, ach! ein Gebirg sogar,
Das weithin strecket seine dunkeln Schatten!
Wo ist die Aussicht, die so lieblich war?
Wo sind die weiten hoffnungsgrünen Matten?

Wo ist um ferne Höh'n der milde Glanz?
Die Blüthenpracht, belebt vom Gotteshauche?
Ach! alles hat das kleine Grab so ganz
Als hoher Berg verdeckt dem Menschenauge!

Doch tritt hinauf! — Hoch über Zeit und Raum
Trägt die gewalt'ge Höh' den Blick hinüber,
Und keinen Schatten wirft der Erdentraum
In dieses Licht der Ewigkeit herüber.

Es führt hinauf des Glaubens Zuversicht:
Der Liebe geht die Liebe nicht verloren!
Auch unser lieber kleiner Schläfer nicht,
Der einst am heut'gen Tage ward geboren.

Im Jahre 1845 ward die Stelle des Rathswachtmeisters, mit dem das Marktmeisteramt verbunden ist, in Jena erledigt. Treunert, zu jener Zeit in einer finanziell sehr gepreßten Lage — seit etwa einem halben Jahre hatte er keine Arbeit als Schriftsetzer — bewarb sich auf den Rath seines langjährigen Freundes, des Faktors Holzapfel in Weimar, um die Stelle, die ihm für sein herannahendes Alter eine sorgenfreie Existenz in Aussicht stellte. Es kostete ihm dies jedoch große Ueberwindung. Denn noch heutzutage ist der niedere Polizeidienst, wie ihn jenes Aemtchen mit sich bringt, in den Lebenskreisen, denen Treunert angehörte, nicht frei von einer gewissen levis macula. „Das sind sauere Tage" — schreibt er am 6. September, ein Paar Tage, nachdem die Wahl des Stadtraths unter verschiedenen Bewerbern auf ihn gefallen war, die Bestätigung des im Bade abwesenden Stadtschultheißen aber noch ausstand, in sein Tagebuch — „Die Stadt betrachtet meine Wahl als ein Ereigniß, alle Gesellschaften theilen sich darüber in Parteien; es wird mir von Vielen verdacht, mich gleichsam zum Polizeidiener gemacht zu haben. Ja, wenn die guten Leute nur wüßten, wie schlecht die Aussichten eines armen Buchdruckergehilfen jetzt sind. Dies hat auch Frommann in der Rathssitzung erklärt und dadurch den Ausschlag für mich gegeben. Ich denke, man kennt mich, schlecht werde ich nicht, und so wird es mir gelingen, auch in diesem Amte die Achtung des Publikums mir zu erhalten. Wenn nur erst ein Paar Monate vorüber wären. Boshafte Menschen machen mich fortwährend darauf aufmerksam, daß ich auf dem Markte die Butter wiegen, den Wein ausrufen, in den Schenken Feierabend bieten muß u. s. w. Auch macht man mir vor dem Stadtrichter Angst. Nun ich habe A gesagt, das B muß folgen. Gestern war ich zum ersten Male auf dem Kospoth. Gott, wie wird einem das Herz so weit auf den Bergen! Warum bin ich nicht ein Hirte dort oben."

Und dann weiter unterm 1. Oktober:

„Wie viele Seiten hätte ich in dieser Zeit der Unentschiedenheit vollschreiben können. Mein Holzapfel in Weimar rieth mir zur Annahme des Dienstes. Nach meiner Rückkunft kam auch der Stadtrichter aus dem Bade zurück. Ich machte ihm meine Aufwartung.

Er suchte mir mit Aufwand aller Beredtsamkeit die Stelle zuwider zu machen. Natürlich! Sein dem Stadtrathe ausgesprochener Wille war, einem Fremden, der möglichst mit keinem hiesigen Einwohner im Verkehr gestanden, die Stelle zu geben, und der Stadtrath wählt denjenigen, der am meisten hier gekannt und — ich darf es sagen — geachtet ist. Drollig war es, wie er mir fortwährend zurief: „Nur keine Poesie! Nur die Sache ganz prosaisch betrachtet!" aber selbst mit den poetischsten Floskeln mir die Sache zuwider zu machen suchte. Ich war fast entschlossen, sie aufzugeben; aber auf der anderen Seite — was soll ich anfangen? wovon soll ich leben? Ich war bei Mauke's; hätten sie Kondition gehabt, ich wäre doch zurückgetreten, aber sie hatten nicht einmal Aussichten. In die Fremde zu gehen bin ich zu alt, ich habe auch die Kraft nicht mehr, mir auswärts ein Unterkommen zu suchen."

Treunert erhielt die Stelle und er hat die Besorgnisse des Stadtrichters nicht gerechtfertigt, vielmehr sein Amt treu und gewissenhaft verwaltet, obschon es ihm im Anfang nicht leicht wurde, sich hineinzufinden, und die Poesie manchmal herhalten mußte, seinen Aerger und Verdruß zu beschwichtigen.

„Wenn ich manchmal wilde bin,
So mach' ich — im Sessionszimmer drin,
Auf dem Saal und da und dort,
Wohl sogar am heimlichen Ort —
Geschwind ein Verschen — gut oder nicht —
Besser wird's allemal, wenn man sich bricht!"

lautet ein aus jener Zeit seines Dienstantritts herrührendes Verschen, das sich in seinem Nachlaß fand.

Im Jahre 1859 ergriff ihn eine schmerzvolle, unheilbare Krankheit. Er mußte seine Stelle aufgeben und wurde in das Krankenhaus aufgenommen. Nach langen, mit großer Geduld und Ergebenheit ertragenen Leiden und nachdem er sich zu verschiedenen Malen einer schmerzhaften Operation unterworfen hatte, ist er dort — am 1. Juli 1860 — verstorben.

Kurze Zeit vor seinem Tode war er noch durch das Geschenk einer goldenen Uhr erfreut worden, welche der Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg ihm als Zeichen der Anerkennung durch den Geheimrath von der Planitz hatte überreichen lassen. —

„Biederkeit des Herzens, seltene Gradheit und große Empfänglichkeit für alles Schöne und Edle haben Treunert, mit dem ein tiefpoetisches Leben zu Grabe geht, die Liebe seiner Mitbürger erworben.“ Diese Worte, mit denen sein Ableben in den Blättern von der Saale angezeigt wurde, enthalten in keiner Beziehung eine Uebertreibung.

Treunert war ein einfaches, sinniges Gemüth; ungeachtet der Verwahrlosung seiner frühesten Jugend von großer Lauterkeit und Wahrhaftigkeit des Charakters. Ein Zug nach dem Höheren ging durch sein ganzes Wesen, und der fromme, gottvertrauende Sinn, der so wohlthuend durch viele seiner Gedichte weht, hat sich in den langen schweren Leidenstagen, die ihm gegen das Ende seines Lebens beschieden waren, glänzend bewährt. Daß sein Jünglingsalter in die Zeit der deutschen Freiheitskriege fiel, war noch an dem Manne bemerkbar. Ihm, wie so vielen Anderen, die sie in gleichen Lebensjahren durchlebt, hatte jene ernste Zeit ihren Stempel unverkennbar aufgedrückt. Seinem Fürstenhause war er mit aufrichtiger Treue ergeben. Insbesondere der Höchstseeligen Frau Großherzogin Maria Paulowna, der er Vieles zu danken hatte, zollte er eine fast schwärmerische Verehrung. Verschiedene warmempfundene Gedichte geben davon Zeugniß. Für Wohlthaten hatte er überhaupt ein dankbares Gedächtniß und seinen Freunden bewahrte er eine dauernde Anhänglichkeit, während sonst allerdings etwas Unstätes, Excentrisches in seinem Wesen lag, mit dem auch ein häufiger Wechsel seiner Stimmung zusammenhing, die oft plötzlich und dem Anscheine nach unmotivirt aus der heitersten Laune in tiefe Traurigkeit und umgekehrt aus dieser in jene übersprang. Mit inniger Liebe hing er an seiner Heimath, an seiner Geburtsstadt Jena. Was diese, insbesondere die Universität, um die sich in Jena doch im Grunde Alles dreht, in irgend einer Weise berührte, war für ihn der Gegenstand des lebhaftesten Interesses. Wenn er ein der Heimathstadt gewidmetes Gedicht, welches beginnt:

„Wie ist mein Jena doch so schön
In seinem Kranze sanfter Höh'n!
Es ruht gleich einer Braut im Thale,
Umarmt vom muntern Strom der Saale,

mit den Worten schließt:

„Sey, was da wolle, mein Geschick,
Ich flehe um ein einzig Glück
Zu meines Lebens düstrem Sterne:
Nur niemals meinem Jena ferne!“

so ist dies keine blose Phrase. Ein tiefer Sinn für die Natur, der ihn auch in einigen Zweigen der Naturwissenschaft für einen Autodidakten ganz achtungswerthe Kenntnisse sammeln ließ, zog ihn, so oft es nur die nothwendige Rücksicht auf den täglichen Nahrungserwerb gestattete, in die reizende Umgebung Jena's hinaus, und da ist keine Höhe und kein Thal, das er nicht auf seinen einsamen Spaziergängen durchmessen, keine liebliche Aussicht, die nicht in ihm den empfänglichsten Beschauer und Bewunderer gefunden hätte. Die Naturbetrachtung war ihm der reinste Lebensgenuß, die Kräuter und Blumen der heimathlichen Gegend waren ihm alle bekannt und die Weise jedes Vogels wußte er zu unterscheiden. In der frischen Luft seiner Jenaer Berge athmete er auf von dem Drucke der Werkeltagsmühen und Lebenssorgen. Wie lebendig spricht sich dieser Zug nach der Natur, dieses liebevolle Erfassen ihrer Schönheit in folgendem Gedichte aus:

Der Frühlings-Sonntag.

„Heute komm' ich, Frühlingsblüthen!
Heute hindert mich nichts mehr!
Gerne wär' ich längst gekommen,
Hab' ja euern Ruf vernommen,
Aber seht: es ging nicht eh'r.

Denn da drinnen in den Häusern
Hält des Werkeltages Müh',
Dem Bedürfniß eng verbunden,
Mich gefangen alle Stunden
In der Woche spät und früh.

Aber heute, wie der Vogel
Frei und fröhlich auf dem Baum,
Will ich mich in lichten Räumen
Einmal frei und fröhlich träumen —
Ach, ein wonnesüßer Traum! —

Ha, schon blick' ich hoch vom Hügel
In das blüthenweiße Thal!
Feurig glühen rings die Berge,
Jubelnd wieget sich die Lerche
Schon im goldnen Morgenstrahl.

Welch' ein freudiges Erwachen,
Welche namenlose Lust!
Senkt sich nicht ein neues Leben
Mit des Frühlings süßem Beben
Wonneschauernd in die Brust?

Ja, es ist ein Auferstehen,
Das im Innern wiederklingt!
Gleich dem Nachhall ferner Lieder
Tönt verklung'ne Freude wieder,
Wenn sich die Natur verjüngt.

Und von ihrem Blumenschooße
Hebt das Auge sich entzückt,
Glaubt im blauen Himmelsmeere
Ihn zu finden, dem zur Ehre
Sich so schön die Erde schmückt.

Horch, da steigen ferne Töne
In der Morgenstille auf!
Feierliche Glockenklänge
Tragen frohe Preisgesänge
Durch den Blüthenduft hinauf.

Schwebe mit, mein leises Beten,
In des Himmels Aether hin!
Hin zu ihr, der ew'gen Güte,
Die so groß in jeder Blüthe,
Als im Weltall ruft: Ich bin!

Uebrigens war Treunert, obschon mäßig und genügsam, auch einem fröhlichen Genießen des geselligen Lebens nicht abgewandt, und als munterer, gemüthlicher Gesellschafter in den bürgerlichen Kreisen Jena's sehr beliebt. An den Stiftungstagen dortiger Gesellschaften wurde häufig ein Treunert'sches, zu diesem Zwecke auf bekannte Melodien gedichtetes Lied gesungen, und sein Talent, zu improvisiren und in scherzhaften, vom Augenblick geborenen Knittelversen Toaste auszubringen, hat häufig genug die Freuden der Tafel gewürzt. Einige seiner geselligen Lieder sind in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden. Als Beispiel hier nur die ersten Strophen des „zum Martinsfeste auf dem Schießhause 1840" gesungenen Liedes. Den Martinstag pflegte nämlich eine Gesellschaft Jenaer Bürger alljährlich durch einen kleinen Schmaus zu feiern, bei dem ein Gänsebraten das Hauptgericht bildete.

Zum heitern Martinsessen
Gehört ein heitres Lied;
Der Wirth hat's nicht vergessen,
Wie männiglich ersieht.
So wollen wir denn singen
Und trinken auch dabei.
Dem Fest vor allen Dingen
Das erste Gläschen sei!

Herr Doctor Martin lebe,
Der auch sein Tröpfchen trank,
Und bei dem Saft der Rebe
Pries Weiber und Gesang.

Er wußt' es wohl; die Freude
Giebt uns den rechten Muth,
Daß man im Lebensstreite
Dann auch das Seine thut.

Auch hielt er alle Gänse
— Man weiß es heute noch —
Besonders ihre Schwänze
Und ihre Schwingen hoch.
Draus nahm er sich die Waffen,
Womit er Tück' und Trug
Der hinterlist'gen Pfaffen
Totaliter erschlug.

Von einer tücht'gen Feder
In einer tücht'gen Hand
Wird früher oder später
Die Lüge übermannt;
Und um der Thorheit Schanze
Zu stürmen frei und frisch,
Gilt mehr als Schwert und Lanze
Ein guter Flederwisch.

Drum mögen alle schreiben,
Die nicht der Geist läßt ruh'n;
Wir andern lassen's bleiben,
Es giebt noch mehr zu thun.
Doch jeder darf sich freuen
Der treu erfüllten Pflicht;
Das Winseln und Kasteien
Will Doctor Martin nicht.

u. s. w.

Das Schriftsetzer-Gewerbe soll Treunert etwas lässig betrieben und andauernde Arbeit gescheut haben, worin wohl auch die Hauptquelle seiner vielfachen finanziellen Bedrängnisse zu suchen ist. Freilich findet diese Vernachlässigung der mechanischen Tagesarbeit in seinem lebhaften Geiste und seiner beschaulichen Dichternatur ihre Erklärung und vielleicht auch Entschuldigung. Ist es zu verwundern, wenn er lieber Gedanken als Typen aneinanderreihte und wenn der in das Joch gespannte Pegasus nicht so emsig und geduldig pflügte, wie Hansens Stier?

Die äußere Erscheinung Treunert's, so viel ich mich ihrer erinnere, verrieth wenig den Dichter. Eine untersetzte, einigermaßen zur Korpulenz neigende Statur, ein etwas aufgedunsenes Gesicht mit den Spuren überstandener Pockenkrankheit, die Augen hinter altväterisch großen Brillengläsern versteckt, im Uebrigen ein schlichtes, fast spießbürgerliches Ansehen.

Treunert war Gelegenheitsdichter. Bekanntlich ist es eine alte deutsche Sitte, die namentlich in bürgerlichen Kreisen sich erhalten hat, wichtige Familien- und Lebensereignisse, freudige und traurige, in Reimen und Versen zu begrüßen oder zu beklagen. Die Muse erscheint an Geburts- und Hochzeitsfesten, bei Neujahrsgratulationen und Jubiläumsfeiern, zu Kindtaufen und Begräbnissen, oft freilich in recht armseligem Gewande, hin und wieder sogar als Bettlerin und Schmarotzerin. Ein Beweis, was wir Deutschen au fond doch für eine poetische Nation sind! Weil es aber nicht Jedem gegeben ist, seine Wünsche und Beileidsversicherungen in Reime zu fassen, so hat fast jedes Städtchen seinen Poeten von Fach, der dem versebedürftigen Hausfreund oder Gevattersmann für Geld und gute Worte die bestellte Waare liefert. Ein solcher Stadtpoet war Treunert für Jena. Die Nahrungssorgen, mit denen er stetig zu kämpfen hatte, zwangen ihn, sein dichterisches Talent dem Bedürfniß dienstbar zu machen, und die Leichtigkeit, mit der er versifizirte, verschafften ihm eine ausgebreitete Kundschaft. Mehr als tausend derartige bezahlte und unbezahlte Gelegenheitsgedichte hat er angefertigt. Sie sind von ihm gesammelt und der Jenaer Universitäts-Bibliothek einverleibt worden, auf Göttling's Veranlassung, der Treunert am Richtfeste des neuen Bibliothekgebäudes darum angesprochen hatte, mit Rücksicht auf das antiquarische Interesse, das sie in späteren Jahren erhalten könnten. Theils gedruckt, theils Manuscript füllen sie zwei starke Foliobände und einen Quartband. Daß diese Reimereien der großen Mehrzahl nach auf dichterischen Werth keinen Anspruch machen, versteht sich von selbst, Treunert selbst charakterisirt sie nicht übel in einem dem 16. Februar 1841, dem Geburtstage der Frau Großherzogin Marie Paulowna gewidmeten Sonette:

„Weg, falsche Muse, die Jahr aus Jahr ein
Mir schmieden hilft Gelegenheitsgedichte,
Weg mit dem leeren Doppelangesichte,
Des Augenblicks erborgtem Maskenschein!

Dich brauch' ich nicht, wenn heut' im Strahlenlichte
Zum Tempel wird mein armes Kämmerlein
Und ehrfurchtsvolle Liebe tritt herein,
Daß sie ihr Amt als Priesterin verrichte.“

u. s. w.

Immerhin wird, wer sich die Mühe nimmt, die große Zahl Treunert'scher Gelegenheitsgedichte zu durchmustern, nicht verkennen, daß sie sich nicht allein durch gefällige Form und Leichtigkeit des Versflusses, sondern auch durch geschickte Benutzung des gegebenen Stoffs, durch sittlichen Ernst, einen gesunden Humor und hin und wieder wirklich recht sinnige Gedanken vor den meisten Machwerken ähnlichen Schlags zu ihrem Vortheil unterscheiden.

Nach einer in Jena althergebrachten Sitte pflegt der dortige Stadtthürmer zu Neujahr seinen Umgang in der Stadt zu halten und gegen Ueberreichung einer gereimten Gratulation in jedem Hause ein kleines Geschenk in Empfang zu nehmen. Ueber 40 Jahre lang hat Treunert alljährlich diese poetische Adresse an die Freigebigkeit der Jenaer Bürger und Professoren für den Stadtthürmer Dombart und dessen Nachfolger verfaßt, wie er zu sagen pflegte, aus Dankbarkeit gegen den alten Thurm, der ihn durch seine schönen Chorale, die der Jenaer Stadtmusikus aus allen vier Hauptöffnungen des Geläutes allabendlich ertönen läßt, oftmals beruhigt und getröstet habe. Diese Neujahrsgedichte des Thürmers wurden gern gelesen, weil sie in schlichter, angemessener Form gute Gedanken brachten und an interessante, die Stadt berührende Erlebnisse des vergangenen Jahres in passender Weise zu erinnern wußten. Nur als Beispiele einige Strophen aus zwei solchen Thürmergratulationen. Im Jahre 1840 beginnt der Thürmer:

„Allstündlich tönt bei Nacht und Tag
Mir in das Ohr der Glocke Schlag,
Allstündlich ruft ihr Mund mir zu:
Mensch, wie mein Schall vergehest Du!

Doch wenn ein Jahr nun ist vollbracht,
Und zwölfe schlägt's um Mitternacht,
Dann tret' ich still an's Fensterlein
Und schaue in die Nacht hinein.

Da unten Dunkel nah und fern,
Da oben leuchtend Stern an Stern,
Und um mich her ein leises Weh'n,
Als hörte man die Zeit vergehn.

Ich blicke sinnend lang hinaus,
Dort unten kenn' ich jedes Haus,
Und die drinn wachen oder ruhn,
Ich will für sie das Beste thun!

Ich will mit festem Gottvertrau'n
Dem neuen Jahr entgegenschau'n,
Will beten, daß es allerwärts
Recht froh begrüße jedes Herz.

Gott schütze auch in diesem Jahr"
u. s. w.

Und im Jahre 1855:

„Ich, zwar ein hochgestellter Mann,
Komm' heute doch demüthig an,
Nach altvererbter frommer Sitte
Mit einem Wunsch und einer Bitte.

Der Wunsch, gewißlich treu und wahr!
Der möchte Glück zum neuen Jahr,
Soweit nur meine Blicke dringen,
In Häuser und in Herzen bringen.

Gott, der noch höher wohnt, als ich,
Erhöret gnädig wohl auch mich,
Er wird allgütig niederschauen
Auf diese Stadt und diese Auen.

Und wird vor Allem, was da droht,
Vor Wassers- und vor Feuersnoth,
Vor Krieg und Seuchen uns bewahren
In diesen und in vielen Jahren.

Die Bitte — nun, die kennen Sie!
Ein gutes Wort verfehlte nie,
Auch eine gute Statt zu finden —
Ja, eine gute Stadt zu finden!"

Auch da übrigens, wo Treunert mit seinem poetischen Talente nicht gewissermaßen tagelöhnerte, sondern aus freiem Antriebe dichtete, ist er vorzugsweise Gelegenheitspoet, allerdings in jenem höheren Sinne, in dem selbst der Altmeister deutscher Poesie seine lyrischen Produkte als Gelegenheitsgedichte bezeichnet hat. Immer waren es bestimmte äußere oder innere Erlebnisse, welche ihm die Anregung zu dichterischer Gestaltung gaben. Da nun Treunert's Lebensgang, der außer einer kurzen Periode seiner Jugendzeit aus Jena und den Jenaer Verhältnissen wenig herausgekommen war, in hohem Grade einfach und sein Gesichtskreis engbemessen war, so ist es natürlich, daß auch seine Gedichte einfache, naheliegende Stoffe behandeln, ja gewissermaßen einen lokalen Charakter an sich tragen, worin wohl auch die Ursache zu finden ist, daß sie nicht eine ihrem Werthe entsprechende Verbreitung gefunden haben. Aber gerade der Umstand,

daß Treunert so ganz in seiner Sphäre bleibt und nicht, wie Autodidakten sonst so gerne thun, sich in Regionen versteigt, in denen er nicht heimisch ist, daß er auch die unbedeutenden Vorfälle seines Lebens dichterisch zu verwerthen und zu verklären und aus den ärmsten Feld- und Wiesenblümchen den Honig der Poesie zu ziehen versteht: ist ein Beweis für seine wirkliche Dichternatur. Leicht und gern giebt man sich der Ueberzeugung hin, daß, wäre die Ausbildung dieser Natur-Anlage durch die Verhältnisse mehr begünstigt und gefördert worden, seine Muse wohl auch einen höheren Flug genommen haben würde.

Einfach und natürlich sind alle Treunert'schen Gedichte, frei von jedem Schwulst und von jenem eiteln Phrasenflitter, hinter welchem das reimende Unvermögen so häufig des Gedankens Armuth zu verstecken sucht. Es ist an ihnen nichts Erkünsteltes und Gemachtes; sie sind der unmittelbare Ausdruck einer gemüthvollen, wahrhaften und anspruchslosen Natur.

Treunert hat diese Gedichte meistentheils in den Jenaer Wochenblättern veröffentlicht. Später sind sie in drei Bändchen unter dem bescheidenen Titel: „Mein Gärtchen an der Saale, eine Sammlung poetischer Versuche" im Verlage von Friedrich Frommann gesammelt erschienen, das erste Bändchen im Jahre 1836, das zweite 1852, das dritte, erst nach Treunert's Tode von seinem Schwiegersohne herausgegeben, 1862. Außerdem hat er ein poetisches Rundgemälde von Jena's Umgegend, vom Michaeliskirchthurme aus aufgenommen, im Jahre 1832 veröffentlicht.

Mit Treunert's Hang zur Naturbetrachtung hängt die in seinen Gedichten uns vielfach entgegentretende, oft sehr sinnig angewendete Personifikation der Natur zusammen, die einigermaßen an Hebel, den Dichter der Allemanischen Lieder, erinnert. Wie diesem „jeder Stern und jede Blume ein Mensch ward," so verwandelt auch Treunert's Phantasie Kräfte und Erscheinungen der Natur zu lebendigen, empfindenden Wesen; Büschen und Bäumen, Quellen und Vögeln, Jahreszeiten und Gewitterstürmen giebt sie menschliche Seele und Sprache. Lassen Sie mich das an einigen Beispielen zeigen. So das kleine Gedicht:

Im Januar.

Siehst Du am Himmel, trüb und grau,
Das Fleckchen dort, so hell und blau?
Das ist ein kleines Fensterlein,
Da guckt der Frühling blinzelnd 'rein.

Er fragt die Erde: ist es Zeit?
Doch sie, im weißen Schlummerkleid,
Sie bittet leise: schweig' doch still,
Ich noch ein Weilchen schlafen will!

Da schiebt er's Fenster wieder zu,
Und spricht: so träume denn in Ruh',
Doch wird es nicht mehr ferne sein,
Da komm' ich und da bist du mein!

Oder ein anderes: Im Frühling 1843 entstand nach langer Dürre durch heftige Regengüsse eine Ueberschwemmung des Saalthales. Treunert dichtete:

Es hörte der Herr die Menschen klagen:
Ach, gieb uns Regen! Gieb uns Brot!
Da hat er einem Engel aufgetragen,
Hinabzugehen, zu lindern die Noth.

Der Engel kam mit voller Schaale,
Doch plötzlich blieb er staunend steh'n:
Er sah die Erde zum ersten Male
So jung, so lieblich, so frühlingsschön.

Und als er, knieend auf unsern Höhen,
Dem Herrn für seine Sendung dankt,
Da hat er — wie leicht ist das geschehen! —
Da hat er mit der Schaale gewankt.

Es floß in Strömen herab der Regen
Und hat die Saale groß gemacht;
Doch klaget nicht: 's ist lauter Segen
Und Gottes Engel hat's gebracht.

Wie naiv und gemüthlich ist ferner die nachstehende Schilderung des Finkenhaushalts, die dem beliebten Spatzenliede von Klaus Groth: „Lütt Ebbe, kumm ropper," welches gleichfalls eine Ehestandsscene im Reiche der Singvögel behandelt, wenn man von dem besonderen Reize absieht, der für uns in dem Gebrauche des plattdeutschen Dialekts liegt, füglich an die Seite gestellt werden kann:

Das lustige Ehepaar.

Es wohnt da draußen gleich am Thor
Ein wunderliches Paar:
Er pfeift und singt den ganzen Tag,
Sie putzt sich immerdar.

Zwar steh'n sie früh bei Zeiten auf,
Gewöhnlich eh'r als ich —
Allein was hilft's? Der Tag vergeht
Doch immer liederlich.

Nun dächte man, sie wären reich?
Ach, lieber Leser, nein!
Du kannst, wenn du der Aermste bist,
So arm, wie sie, nicht sein.

Er hat ein einzig Fräckchen nur,
Zwar ziemlich bunt staffirt,
Doch glaub' ich nicht, daß er damit
Bei einem Ball passirt.

Und sie — sie putzt sich wie gesagt;
Allein ihr ganzer Staat
Ist doch ein buntes Fähnchen nur
Und d'ran hält keine Naht.

Ein Häuschen — ja, das haben sie,
Nur ist's gerad' kein Schloß,
Sie wohnen drinnen steuerfrei
Und geben kein Geschoß.

Wer möchte wohl bei solchem Volk
Der Restbeitreiber sein?
Er bräch', bevor er was erhielt,
Gewißlich Arm und Bein.

Neugierig bin ich, wenn das Paar
Ein Heerdchen Kinder kriegt,
Ob ihnen noch so sorgenfrei
Die liebe Zeit verfliegt.

Was sagt Er da? Er meinte wohl,
Das ginge mich nichts an,
Da hätte schon der liebe Gott
Genug dafür gethan?

Nun, nun, Herr Finke, fein gemach!
Ich will es nur gestehn,
Ich habe Seiner Wirthschaft längst
Mit Neide zugesehn.

Er lebt mit Seiner jungen Frau
So harmlos und beglückt,
Und bleibt es, wenn der Himmel auch
Ihm nächstens Kinder schickt.

Nur glaub' Er, mit dem Singen ist's
Dann aber doch vorbei;
Denn freudig singen kann man nur
Im frischen Lebensmai.

Das Jahr 1848 rief in Jena ein sehr lebhaftes, nach und nach zur äußersten gegenseitigen Gehässigkeit ausartendes Parteigetriebe hervor. Es hatten sich in der Stadt verschiedene politische

Vereine gebildet, der eine der konstitutionell-monarchischen, der andere der republikanischen Richtung folgend, wie denn auch die beiden Männer aus Jena, welche als Abgeordnete im Frankfurter Parlamente saßen, nach diesen Richtungen auseinandergingen. Sogar die rothe Demokratie hatte in Jena ihre Vertreter und das Centralkomité der Thüringer Demokraten mit Lafaurie an der Spitze dort seinen Sitz. Die verschiedenen Parteien befehdeten sich auf's Heftigste in Tagesblättern und Volksversammlungen, die Zwietracht ging selbst in die Familien über, die Frauen waren oft die leidenschaftlichsten Parteigänger. Langjährige Bekannte wurden sich entfremdet, Streit und Mißstimmung in die gesellschaftlichen Kreise getragen, und wenn die republikanisch gesinnten Schüler des Stoy'schen Knabeninstituts das Heckerlied sangen, so schlugen ihre Kameraden aus monarchisch gesinnten Familienkreisen tapfer los und das Signal zu einer allgemeinen Rauferei war gegeben. Für Treunert's gemüthvolle und beschauliche Natur war dieses wüste und ärgerliche Parteitreiben, das erst nach Verlauf mehrerer Jahre allmälich zum Stillstand kam, nicht geschaffen. Es trat ihm in seine poetischen Zirkel. Er fühlte sich im hohen Grade dadurch abgestoßen und der Unmuth darüber spricht sich in verschiedenen Gedichten aus, die in jener Zeit von ihm in dem Jenaer Wochenblatt erschienen sind. Als z. B. in dem wein- und kornreichen Jahre 1848 schon während des Monats Mai auf einem Felde eine ausgebildete Kornähre gefunden wird, feiert er die Liebe der Mutter Natur, die auch ihren lärmenden und ungezogenen Kindern so frühzeitig und reichlich den Tisch deckt. Im Herbste 1849 waren die Schwalben früher als gewöhnlich von Jena abgezogen und im Mai 1850 nur in geringer Anzahl zurückgekehrt. Der Dichter kennt die Ursache, ihm hat sie ein Schwälbchen vertraut:

„Es herrscht in unserm Staate —
So zwitschert es mir zu —
Nach Gottes güt'gem Rathe
Nur Eintracht, Fried' und Ruh'.

Nun haben böse Sterne
Den Frieden euch verbannt,
Drum kommen wir nicht gerne
In euer schlimmes Land.

Die meisten sind geblieben,
Dort, wo die Palmen wehn,
Wo unter Lust und Lieben
Zufried'ne Menschen gehn.

Denn wo in Haß begegnen
Sich feindlich That und Wort,
Da kann der Herr nicht segnen,
Da ziehn die Schwalben fort.

Wir werden wiederkommen,
Sobald ihr habt gelernt,
Daß, wo der Haß entglommen,
Sich alles Heil entfernt."

Nun, die Schwalben brüten ja jetzt wohl wieder in dem lieblichen Jena! —

In diese Kategorie von Gedichten gehört auch:

Frühlingsregen.

Ein Engel sprach zum Frühling: Geh'
Hinab zur Erde, sie zu schmücken,
Und all ihr Sehnen, all ihr Weh
In deinen Blumen auszudrücken.

Der Frühling sprach: Ich bitte Dich,
Laß mich im schönen Himmel bleiben!
Es ist so kalt und schauerlich
Dort unten in der Menschen Treiben.

Sie fühlen's nicht mehr, wenn ich reich
An Liebe bin im Blüthenstreuen;
Sie können nicht mehr Kindern gleich
Sich schuldlos meiner Gaben freuen.

Denn Leidenschaft und böser Haß,
Die sind es, die auf Erden thronen.
Ach, fern von diesen Finstern laß
Mich länger noch im Himmel wohnen!

Der Engel spricht mit ernstem Sinn:
Wie darfst Du Dich zu weigern wagen?
Gott will, Du sollst zur Erde hin
Die schönsten seiner Gaben tragen.

Und finden wirst Du manches Herz,
Das noch der Liebe nicht verloren,
Und lindern wirst Du manchen Schmerz,
Den eine böse Zeit geboren.

Da schwebt in seinem Blüthenkranz
Der Lenz herab auf mildem Hauche.
Doch warum deckt ein feuchter Glanz
Des Knaben reines Himmelsauge?

Das ist die Thräne, die er weint
Der lichten Heimath alles Schönen,
Wo um des Vaters Thron vereint
Des Dankes ew'ge Chöre tönen. —

Nachdem Treunert von der langwierigen unheilbaren Krankheit ergriffen war, die sein Leben schloß, hat er nur noch einige wenige Lieder gedichtet, durch welche die Ahnung seines nahen Endes und die Sehnsucht nach Erlösung in wehmüthigen Akkorden zieht. Seine Gedichte waren ja stets der unverfälschte Ausdruck seiner innersten Seelenstimmung. So singt er im Herbst 1859:

Der Kranke im Herbst.

Die letzte Schwalbe flog vorüber,
Und rief: Komm mit, du kranker Mann!
Wir ziehen in ein Land hinüber,
Wo dich der Frühling heilen kann.

Vom Baum die letzten Blätter sanken
Und riefen: Komm, du kranker Mann!
Wir ziehen hin, wo allen Kranken
Die Mutter Erde helfen kann.

Was Schwalben mir und Blätter sangen,
Verklungen ist's — ich bin noch hier.
Wollt' doch, ich wäre mitgegangen,
Es stände besser wohl mit mir!

Und in dem letzten Frühjahr, das er erlebte:

Ach, Mutter Erde, schicke mir
Nicht deiner Blumen Frühlingsgabe,
Gieb lieber mir ein Stück von dir,
Ein Stückchen nur zu einem Grabe.

Ein Grab! dann werden Blumen auch
Auf des Erlösten Hügel blühen,
Und ruhig wird der Wehmuthhauch
Der treuen Lieben um ihn ziehen.

Treunert's letztes Gedicht erschien in dem Jenaer Wochenblatte im März 1860. Er lag damals im Krankenhause, der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes sich wohl bewußt. Denn der Arzt hatte ihm eröffnet, daß eine beabsichtigt gewesene nochmalige Operation unterbleiben müsse, da sie zu nichts mehr helfen werde. Von seinem Krankenlager aus konnte er über den Dächern der Stadt den oberen Theil des Hausbergs, dieses schönsten unter den Jenaer Bergen, sehen. Das Gedicht ist überschrieben:

Letzte Aussicht:

Lehnend stumm am Schiffsgeländer,
Sieht der Scheidende verschwinden
Seiner Heimath Höhenränder,
Ach, auf Nimmerwiederfinden!

Und das Auge wird ihm trüber,
Als sie ganz und gar versinken.
Aber vorwärts! Dort herüber
Muß die neue Heimath winken!

Meine liebe Hausbergsspitze,
Dich allein von allen Höhen
Kann ich noch vom Krankensitze
Ueber öden Dächern sehen!

Und ich freu' mich alle Tage,
Ach, in stiller Wehmuth deiner,
Lieber Berg! Allein ich frage:
Warum wirst du täglich kleiner?

Wenige Monate später — am 1. Juli 1860 — hatte Treunert ausgelitten. Der letzte Höhenrand der geliebten Heimathgegend, seines Hausberges höchste Spitze, war des Dichters irdischem Auge entschwunden. Mögen ihm im hellsten Morgenglanze die Ufer der neuen Heimath entgegengeleuchtet haben! —

Sonette

von

A. von Maltitz.

Die Poesie.

Sie ist es nicht, die unsern Geist verwirret,
Wenn er nach finstern Graungebilden greift,
Sie ist es nicht, die unsern Fuß verirret,
Wann er vom Pfad der Weisheit abwärts schweift,
Sie ist es nicht, die unser Haupt umschwirret,
Wenn zu dem Abgrund uns der Wahnsinn schleift,
Den Saitenspiel so oft bezähmt und kirret,
Selbst, wenn er Demantfesseln abgestreift. —
Des Trauerspieles Rollen ließ vertheilen
Ein weiser Arzt im Haus der Seelenkranken,
Und herrlicher ward es nie dargestellt. —
Der Dichter nur kann ordnen und kann heilen
Verwirrung und Zerrüttung dieser Welt;
An seiner Brust nur ruhen die Gedanken.

Am Tage der Beisetzung des Großherzogs Karl Friedrich.
(1853.)

Sie trafen ein, die schwarzen Grabesrosse,
Auf Pfaden, nicht gebahnt, den Tod zu tragen,
Wo dürres Laub nur seufzt des Herbstes Klagen,
Stumm kam der Zug aus dem verstummten Schlosse.
Der Purpur lag, der Sterblichkeit Genosse,
Verhüllend auf dem dunkeln Schicksalswagen,
Wir blickten auf mit überraschtem Zagen,
Wie vor des Todes rasselndem Geschosse.
Nun mischten sich die Schauer und die Schauer,
Nun schloß sich Trauer schwesterlich an Trauer,
Dumpf scholl der Ruf der letzten Waffenehre —
Dann folgten wir hinaus zum ew'gen Frieden
Dem besten Herzen, welches schlug hienieden,
Und jeder, jeder Schritt war eine Zähre.

Die fürstliche Leiche wurde vom Belvedereschlosse, wo der Vielgeliebte verschieden war, durch den Park nach Weimar gebracht, wo sich das feierliche Trauergeleite anschloß.

Zum 16. Februar 1860 *).

So kam der Tag denn neu, wo Sie gekommen,
Und lächelt schmerzlich dem, wo Sie geschieden!
„Drei Tage lebt der Mensch, hab' ich vernommen,
Der zwischen zwei der Tage steht hienieden."
Nun laßt uns feiern Ihren heiligen Frieden,
Ja, laßt uns beten, trauern wie die Frommen,
Auch Sie, auch Sie gehörte zu den Müden,
Und dieses Leben hielt Ihr Herz beklommen.
Die Tage kehren wieder, wie die Lenze,
Doch jedes Fest verstummt, das wir begehen,
Und Wehmuth nur gewährt ihm Auferstehen.
Ihr Tag hat abgelegt die Erdenkränze,
So wie Ihr edles Haupt die Erdenkronen;
Wir durften Sie nur segnen, nicht Ihr lohnen.

---

*) Am 23. Junius 1859 war die unvergeßliche Großherzogin Maria Pawlowna dem Lande durch den Tod geraubt worden.

Am 24. Junius 1860.
Geburtstag des Großherzogs Carl Alexander.*)

Mag dieses Tages Fest sich uns entrücken,
Weil er verhüllt sich in der Wehmuth Schleier,
Die Herzen lieben eine stille Feier;
So liebt die Huld, im Stillen zu beglücken.
Der Tag, den laut begrüßt sonst das Entzücken,
Als Deiner Tage leuchtenden Verleiher,
Berühren soll er leise nur die Leier,
Doch wird er sich mit Dornburgs Rosen schmücken.
Es glänzt, als Stern, hoch über Dir ein Segen,
Nie schweigt die edle Stimme, die ihn sprach,
An diesem Morgenroth, an diesem Tag.
Die Wünsche, die sich Dir zu Füßen legen,
Sie wollen, Herr, in dieses Sternes Schein
Der Saum nur einer Rosenwolke sein.

Herzog Bernhard's Bestattung
am 6. August 1862 zu Weimar.

Die Fahnen wehen und die Waffen glänzen;
Sie harren auf des Schlachtenführers Nahn,
Mit Trauer sind die Trommeln angethan,
So oft gerührt zu freud'gen Siegestänzen!
Er kehret heim mit allen, allen Kränzen,
Die Er errang auf unerschrockner Bahn,
Ihn trug das Kampfroß und der Ocean,
In Kraft und Streben war Er ohne Gränzen.
Vernehmet ihr's? Der letzte Donner rollet**),
Den Ihm, als Huldigung, die Fremde zollet,
Es ist der Ruhm, der Ihn noch einmal ruft. —
Wir ordnen uns zum stillen Leichenzuge.
Schon ist Er da in schnellem Heldenfluge;
Rasch will Er treten in die Ahnengruft.

---

*) Ein Jahr nach dem Hintritt Seiner erhabenen Mutter, der Frau Großherzogin Großfürstin Maria Pawlowna.

**) Die Kanonen der Festung Erfurt begrüßten den Zug, welcher die fürstliche Heldenleiche nach Weimar brachte.

Die Grabkapelle
der Großherzogin Maria Pawlowna in Weimar.

Du Gräberbau in deinem mächt'gen Ragen,
Wie schnell entstiegen bist du doch dem Grunde,
Und ich vergleiche still dich mit der Stunde,
Die wir vernehmen noch in tausend Klagen.
Ich höre noch die dumpfe Glocke sagen:
Der letzte Seufzer schied von Ihrem Munde,
Und neu, wie du, erscheinet mir die Wunde,
Die uns, eh' du dich fügtest ward geschlagen.
Die dich, bemoos't, einst mit dem Blick umfassen,
Sie fühlen nicht in allen seinen Tiefen,
Was du bedeutest unserm Schmerze — nie! —
Was wir der fernen Nachwelt hinterlassen,
Es gleichet immer doch Hieroglyphen,
Die unvollkommen nur entziffert sie.

Jena's Jubeltage.
1858.

Ich wohnte bei der königlichen Feier,
Wo Hoheit sich der Wissenschaft vermählt,
Wo nicht der Purpur, nicht der Scepter fehlt,
Ihr wisset es, des Menschengeist's Befreier!
Nein, deinem Ruhme drohet kein Entweiher,
Du Kraft, die drei Jahrhunderte gestählt,
Von einem edlen Bilde*) fiel der Schleier;
So falle jeder, welcher Großes hehlt!
Welch' Fest! auf Demuth aber ist gegründet,
Auf Demuth vor dem Herrn dies stolze Fest,
Das uns der Allmacht Majestät verkündet,
Doch uns nicht in dem Staube weilen läßt:
Die Fahnen, die sich vor dem Tempel neigen,
Sie dürfen hoch vor dem Altare steigen.

*) Die Bildsäule des Churfürsten Johann Friedrich.

Bei'm Künstlerfeste zu Weimar.

1863.

Ich sah das Fest, wo sich die Meister drängen,
Wo die Begeistrung lodert brüderlich.
Du Kunst der Farben und der Formen, Dich
Begrüßt Musik mit feierlichen Klängen,
Und in des Dichters weihenden Gesängen
Erhebt das Wort in vollster Hoheit sich,
Wo ist das Fest, das so der Eintracht glich,
Und friedlich wandelt, wie auf Siegesgängen?
Durch jede Nacht hinleuchten muß der Reigen,
Der um die Größen Deutschlands sich ergeht,
Sie leben fort — nur ihre Lippen schweigen.
Schaut, wo das Paar der Dioskuren steht,
Da lächelt ihre Doppelmajestät
Den Flammengrüßen, die sich vor ihr neigen.

Die Schlösser Dornburg's bei Jena.

Entgegen blicken sich die Dardanellen,
Wie Löwen, die denselben Raub belauern,
Drei Schlösser stehn mit nahgelegnen Mauern
Verbrüdert hier, erhöht auf Felsenschwellen,
Ungleich an Zeiten, ungleich an Erbauern.
Hier, wo sich drei Jahrhunderte gesellen,
Hier blieb der Ernst nur von der Vorzeit Schauern,
Und rosig darf sich Gegenwart erhellen.
Palläste, die ihr aufgerichtet steht
Für eine Hoheit und für eine Milde,
Ihr weithinschau'nden Herrscher durch's Gefilde;
Des Meeres trümmervolle Majestät
Wird eure Zinnen brausend nie begrüßen,
Doch rauscht ein Strom des Segens euch zu Füßen.

Rosen und Sonettenzucht.

(Dornburg.)

Mit Liedern blühen Rosen um die Wette,
Und beide sehnen nach einander sich,
So hinterging ein junger Dichter mich,
O daß er besser mir gerathen hätte!
Nun für zwölf Rosen pflanzt' ich zwölf Sonette,
Sie schlugen aus, allein wie kümmerlich,
Als ich mit euch, ihr Rosen, sie verglich,
Die ihr bestreuet Amors Wonnebette!
Kein Schmetterling, kein Zephir war zu schauen
Bei den Sonetten, keiner Schöner Hand,
Es wollte nicht Aurora sie bethauen.
Da riefen sie in ihrem Jammerstand:
O gieb es auf, im Freien uns zu züchten,
Und laß uns in die Rosenblätter flüchten.

Der Blättertanz
um die Goethe-Schiller-Statue

Sie wimmeln schon, des Herbstes Schmetterlinge,
Die welken Blätter, die dem Baum entfielen,
Sie rotten sich zu Tänzen und zu Spielen,
Wie flattern sie auf geisterhafter Schwinge!
Als ob das wilde Heer vorüberginge.
Sie, die sich sträubten jüngst an zarten Stielen,
Wie necken sich die stürmischen Gespielen;
Wo noch ein Reihn, der sich so vielfach schlinge?
Ihr dürren Elfen, die der Schnee bald lähmet,
Umhüpft die Riesenbilder der Heroen;
Die Kenner, die hier staunten, sind entflohen.
Enthusiasten, wie seid ihr beschämt!
Am warmen Ofen seid ihr aufgenommen;
Schämt euch; ganz andre Schwärmer sind gekommen!

An Dingelstedt,

als er die Trilogie Wallenstein an einem Tage (am 11. November 1863) auf die Bühne Weimar's brachte.

Sein war der Tag, und den Unsterblichkeiten,
Wo Schiller thront, ist er auch angetraut,
Wir sehen, wie zum ersten Mal geschaut,
In voller Größe Ihn vorüberschreiten.
Verstumme nun der kleinen Geister Streiten,
Die frevelten an dem, was Er erbaut,
Das Werk des Riesen vor uns auszubreiten,
Es ist gelungen, Musen, jubelt laut!
Wir sind gewachsen dem, was Er erschuf,
So lautet uns'res Stolzes freud'ger Ruf.
Dank bringt auch dem, begabt mit eig'ner Weihe,
Der uns, von dem Gemeinen ungestört,
Heraufgeführt in hoher Bilder Reihe,
Den Tag, der dem Erhab'nen ganz gehört.

Elisabeth,

von Frau v. Milde dargestellt.

Ja, wonnig siehst Du den Geliebten wieder,
Den mit dem Himmel Du nur kannst versöhnen.
Entzücken spricht aus Dir mit welchen Tönen!
Sie rauschen, wie der Unschuld Lichtgefieder.
Bald aber drückt der zarte Gram Dich nieder:
Der Mann, den Deine Liebe sollte krönen,
Verfällt auf's neu den höllischen Syrenen,
Verwirkt des Herzens Reinheit und der Lieder! —
Du Gnadenflehende in Gnadenmilde,
O, niemals vor der Schmerzensreichen Bilde
Hat rührender sich das Gebet geneigt! —
Und als besänftigt sich der Erde Toben,
Da hat ein Engelsantlitz dir gezeigt,
Wie eine reine Seele schwebt nach Oben.

Fräulein Bußler
(als Thekla).

Zwei Lichtgestalten läßt der Dichter ragen
Auf seines Riesenwerkes hohen Zinnen,
Umringt von Fluch, Verrath und Todtenklagen
Und von der Ehrsucht frevelndstem Beginnen.
Da „aus der Kindheit fabelhaften Tagen“
Erscheinest Du, den Himmel zu gewinnen,
Dir naht der Freund, um mit entzückten Sinnen
„Dich auf des Lebens Gipfel hinzutragen“ —
Doch höher hat der Dichter Dich geschwungen,
Mit seinem Zauber hat er Dich durchdrungen,
Empor Dich hebend in sein selig Reich;
So sei gehuldigt, Thekla, Dir vor Allen,
Du Friedland's Heldentochter und zugleich
Die lieblichste von Schiller's Nachtigallen! —

Lebewohl und Mütze.

Sie mußten auch ein Lebewohl sich sagen;
An Herder's Wagenthür stand Vater Gleim.
Die Freundschaft, wißt ihr, war sein Lebensleim,
Und nur der Trennung galten seine Klagen.
Ihm war die Brust voll Wehmuth und voll Zagen,
Es war ihm ausgegangen selbst der Reim,
Da rief er heftig, „nimm auch dieses heim,“
Die Mütze werfend in den fliehenden Wagen.
Sie ward Reliquie bei Herder's Erben.
Gern ließ ich, Freund, Dich mehr von mir erwerben,
Doch weniger hab' ich zu spenden, ach!
Jetzt, wo den letzten Augenblick wir theilen,
Wo fort mit Dir die flücht'gen Räder eilen,
Als Mütze werf' ich dies Sonett Dir nach.

Des Sklavenhändlers Wohnung.

Bahia.

Pallast der Seufzer! Wehe dem Erbauer,
Der dich entstehen hieß aus blut'gen Schätzen,
Der hier in Pracht verhüllte das Entsetzen;
Gefügt mit Beben ward hier jede Mauer.
Gefühlt ward des Gewissens leiser Schauer,
Der Fluch der Thränen, die den Marmor netzten:
„Unrecht gedeiht nach dieser Welt Gesetzen;"
Wir riefen's laut in Staunen und in Trauer.
Ja, schwelge hier, umringt von deinen Schönen,
Ein nie gesättigter Sadarnapal
Laß jeden Nektar schäumen bei dem Mahl,
Laß den Gewinn dich mit der Macht versöhnen;
Doch vor des Festes schwelgerischem Ende,
Ihr Furien, schwingt eure Fackelbrände!

Eine Gasse.

Schließt eure Reihen, Ritter, nicht zu strenge,
Wie einst gethan bei Sempach Habsburg's Heer,
Von Lanzen starrend und gewitterschwer,
So zieht einher das eiserne Gedränge.
Doch Winkelried tritt aus der Seinen Menge,
Entwaffnet, nicht der Waffen braucht er mehr;
Umarmend niederdrückt die Lanzen er:
„Ich bahn' euch einen Weg durch diese Enge."
Und durch die Gasse, die er aufgeschlossen,
Verderbend dringen ein die Eidgenossen.
So lernt aus eurer Väter Mißgeschicken:
In eure Reihen dringt der Geist der Zeit,
Drückt eure Lanzen nieder vor dem Streit,
Und wird in eu'rem Harnisch euch ersticken.

Die sextinische Madonna.

Ich stand vor Dir, der Göttlichsten im Schönen,
Der Heiligsten in Erdenlieblichkeit,
Du blickst hinaus in uns're Sterblichkeit,
Mit Ihm, dem herrlichsten von allen Söhnen.
O laß ein Friedenswort für uns ertönen!
Des Lebens Kampf ist nur des Herzens Streit,
Du kannst allein den Groll, den Haß, den Neid
In uns'rer Welt, in uns'rer Brust versöhnen.
Ich fühlte meine Seele still verklingen,
Hier unter'm Rauschen zarter Engelsschwingen,
Doch gehen mußt' ich, weil die Andern gingen.
Ach, daß der Mensch so muß im Fluge lieben,
Im Scheidegruße sein Gebet vollbringen,
Gleich wie von einem Cherub fortgetrieben!

Der Schönen Klage.

Ein Jammer ist es schier, besungen werden,
Man mag dagegen noch so ernst sich sträuben,
Zuerst ist es ein tolles Uebertreiben:
Wir sind die einz'ge Gottheit dieser Erden!
Vorwürfe kommen dann in ganzen Herden,
Es scheint, der Mann will täglich sich entleiben,
Zuletzt wird er sich anderswo beweiben,
Doch reimt er fort mit grimmigen Gebehrden.
In Laura's Briefen wird man einstens lesen —
Sie liegen irgendwo noch in der Nacht —
Wie gerne den Petrark sie los gewesen,
Der wenig sich um sie verdient gemacht,
Und, auf sein Bischen Nachruhm nur bedacht,
In der Sonette Mäuler sie gebracht.

Der Schönheit Selbstlob.

Was preisen wir sie doch auf unsern Leyern!
O Schönheit, statt Dich rächend anzuklagen
Der Wunden aller, welche Du geschlagen,
Nicht Gatten nur, auch Anbetern und Freiern.
Am besten weißt Du selber Dich zu feiern
Die Siege, die Du hast davon getragen,
Die Kämpfe, die für Dich die Helden wagen;
Seht die Gebürtige aus Schwaneneiern!
Auf Purpur sticket sie mit goldnem Faden
Der Griechen und der Troer grimme Schlachten,
Die ihre Reize, die unseligen, brachten.
Und läßt gemüthlich sich zum Kampfe laden,
Wo ihr Gemahl — den wir nicht neiden wollen —
Und Paris ihrethalb sich raufen sollen.

Ilias III. Vers 125—129.

Der schwesterliche Schleier.

Das Wort war Flamme nie auf meinem Munde,
Doch sinnend war und forschend stets mein Schweigen,
Sich gern vertiefend in der Sprachen Kunde.
Wie hold sie sich umschlingen und verzweigen!
Sich eine spiegelnd in der andern Grunde,
Hingebend sich an Schwesterbusen neigen
Und mit der fremden Blüthenpracht im Bunde
Halb überflort in neuem Reiz sich zeigen!
So kann im Schimmer leuchten fort ein Schimmer,
So kann ein Zauber durch den Zauber walten,
So bleibt bewahrt das Selbst der Schönheit immer. —
Es glänzt die Nymphe, steigend aus dem Bade,
Durch jenes Schleiers anmuthige Falten,
Den ihr die Schwester zuwarf vom Gestade.

Die Deutung des Bildes.

(An Johannes Niessen.)

Von Meisterhand erschien mir Freundesgabe,
Und Meistergabe mir von Freundeshand,
Geschaffen mit des Pinsels Zauberstabe,
Nun hängt das edle Bild an meiner Wand.
Viel ernster, als ein Jüngling, blickt der Knabe,
Vor dem ich sinnend noch so eben stand,
Mit einer Botschaft scheint er mir gesandt,
Wie ich von Männern nie vernommen habe.
Geh' Knabe, laß' von Männern Dich belehren,
Geh', zweifle, prüfe, irre selbst zuvor. —
Da hebt den Finger warnend er empor:
„Den wahren Ernst wird nie die Welt gewähren,
Den, welcher kommt von Gott, sollst Du bewahren,
Doch hüte Dich vor dem, was Du erfahren."

Die wilde Jagd.

(Von Professor Cordes.)

Jetzt glaub' ich sie, die rächendste der Sagen,
Denn Wahrheit spricht ein Pinsel, wie der Deine;
Die wilde Heerschaar in des Mondes Scheine,
Auf Sturmesflügel über'n Wald getragen,
Der Eulen Weheruf, des Echo's Klagen,
Voran der Fluchbeladenste, der Eine;
Hoch setzt, wie über tausend Leichensteine,
Sein Roß hinweg, vom Höllensporn geschlagen.
Dies Fluthen, dieses Drängen, dies Gewimmel,
Dies Wuthgetümmel zwischen Erd' und Himmel —
Ihr Nebel, Ungethüme, Schatten, Geister,
Wie unerschrocken hielt euch fest der Meister! —
Mich dünkt, er würde fassen ohne Wanken
Die durch die Seele brausenden Gedanken.

Laß Dich noch einmal küssen.

„Laß Dich noch einmal küssen“ sprach im Scheiden,
Als ihm der Lerche Todesruf erklungen,
Die ihm zuerst wie Nachtigall gesungen,
Der Gatte Juliens, in bittern Leiden.
Und mit der Treue tausendfachen Eiden
Hält er die Tochter Capulets umschlungen,
Er, dem die Hochzeitsfackel war geschwungen,
Und alle seine Himmel muß er meiden.
Wie rührend seufzet Julie die Klage:
Der Tag herein, es flieht hinaus das Leben,
Das ihr gebracht des Glückes vollste Tage.
Ach, ohne Glück wird es uns oft gegeben,
Doch seufzen wir, wenn wir es lassen müssen,
Wie Romeo: „laß Dich noch einmal küssen.“

Eine deutsche Frau.

Novelle

von

Hans Koester.

In der alten und berühmten Handelsstadt R. lebte in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein junger Kaufmann, der beim Beginn seiner Laufbahn mehr Glück in der Wahl seiner tugendhaften und schönen Gattin gehabt hatte, als er Geschick in seinen Unternehmungen bewies, wenn man dem Hasardspiel des Getraidegeschäftes, welches zu jener Zeit beinahe ausschließlich den Gegenstand des Großhandels in den deutschen Ostseeplätzen bildete, und dessen Erfolg fast allein von dem Steigen oder Fallen der englischen Kornzölle abhing, überhaupt den ehrsamen Namen einer wohlüberlegten kaufmännischen Unternehmung zugestehen will. Auf diesem Wege hatte er in wenig Jahren einen ansehnlichen Theil seines nicht unerheblichen väterlichen Vermögens verloren, und würde nach seiner furchtsamern Gemüthsart wohl mit herzlicher Verzagtheit in die Zukunft gesehen, und in sich selber kaum den Muth zu besser begründeten und deshalb vielleicht auch glücklicheren Unternehmungen gefunden haben, wenn der kraftvollere Geist und die hellsichtigere Entschlossenheit seiner Frau nicht unermüdlich in dem Kampfe gegen das gewesen wären, was er in der Verstimmung fehlgeschlagener Hoffnungen Glück und Unglück nannte, sie aber mit richtigerem Urtheil als die Folge von Spekulationen ansah, die dem Zufall mehr Recht gaben, als eine wohlbedachte Ueberlegung ihm einräumen wird.

Das Ehepaar hatte eine Herbstreise nach Holland und dem Niederrhein unternommen, und Beiden war unterweges der im höchsten Grade unbefriedigende Stand der jungen Oelsaaten aufgefallen, für deren Preis, bei dem damals noch weniger ausgebreiteten Anbau des Rappses im nördlichen Deutschland, die dortigen Gegenden maßgebend waren. Die Frau faßte diese Wahrnehmung mit festem Blicke auf, und der Handelsherr machte auf ihr Betreiben so viel Abschlüsse für die folgende Ernte, als eigenes Vermögen und fremder Kredit ihm irgend gestatteten. So faßten seine Speicher im nächsten Sommer kaum die unendliche Fülle der Waare, und mit jedem Scheffel, den das Streichholz glatt strich, mehrte sich die sichere Hoffnung auf Gewinn; — waren auch die letzten Posten ziemlich theuer eingekauft, so gewährten doch die ersten Abschlüsse einen ganz ungewöhnlichen Nutzen, und nach menschlicher Berechnung mußte die trefflich ausgedachte und kräftig durchgeführte Spekulation — denn an praktischer Tüchtigkeit gebrach es unserem Kaufmann nicht — nicht allein ersetzen, was bisher verloren war, sondern auch einen Ueberschuß bringen, der an und für sich schon ein fast unabhängiges Vermögen bildete.

Gegen den Rath seiner Frau, die einen etwas minder vortheilhaften Abschluß an eine berühmte holländische Firma vorgezogen hätte, begab der Kaufmann seine sämmtlichen Vorräthe an ein ansehnliches Handelshaus in Stockholm. Zehn der größesten Schiffe wurden im Hafen von R. erst bis zur Hälfte befrachtet, weil der meerverbindende Fluß einen größeren Tiefgang nicht gestattete, und darauf auf der Rhede von W. durch Prahme bis zur vollen Tracht ausgeladen; — mit dem letzten dieser Lastschiffe war auch der Kaufmann mit seiner Frau hinausgegangen, nicht allein um den Kapitänen die Schiffspapiere zu behändigen, sondern wie man an ein großes und bedeutsames Werk gerne selbst die letzte Hand anlegt, und gleichsam den Stein einschiebt, der die Wölbung schließt. Verstummend vor dem plötzlichen Umschlage ihres Schicksals, Dankgebete auf den Lippen, und doch noch halben Unglauben im Herzen, kehrten sie nach R. zurück, und als das Weib am Arm des Mannes das Ufer beschritt, flüsterte er, das Haupt leise an ihre Schulter lehnend, ihr aus bewegter Seele das Wort zu: „So danke ich Dir

denn jetzt Alles, was ich habe; — auch das, was das Weib dem Manne schulden soll!"

In dieser Stimmung, wo sich der Segen selbst so schön mit der Wehmuth überstandener Leiden umsäumt, und der Glanz des neuen Glückes verklärend die trüben Wolken der Vergangenheit durchscheint, finden wir am nächsten Morgen den Handelsherrn mit seiner Familie um den gewohnten Frühstückstisch versammelt; — selbst die beiden Kinder leiser redend und die Augen oftmals fragend zu den Eltern emporgerichtet, in deren Blicken sie, zwar ohne eigentliches Verständniß, aber mit richtiger Ahnung, den gehobenen Ausdruck der Seelen und einen gewissen feierlichen Ernst des Empfindens erkannten. Sie saßen länger beisammen, als gewöhnlich, weil der Kaufmann heute der Ungeduld vergaß, mit welcher er sonst die Ankunft der Morgenpost an seinem Pulte zu erwarten pflegte, und die eingegangenen Briefe diesmal in der Wohnstube aus der Hand des Lehrlings entgegennahm. Besonderes schien er nicht zu erwarten, denn er durchflog sie der Reihe nach, wie sie ihm eingehändigt waren. Bei dem einen wandte er sich zu seiner Frau: „Rapps in Amsterdam noch immer in steigender Richtung gefragt. Mein Correspondent schreibt mir, er sei jetzt selbst über meine Forderung hinaus gut zu lassen; — es ist doch schade!"

„Der Kaufmann soll nie „schade" sagen," erwiederte die Frau, indem sie vom Tische aufstand und sich mit ihren Blumen am Fenster zu thun machte, „wenn er ein nutzbringendes Geschäft abgeschlossen hat."

„Du hast wohl recht, aber —" sagte der Kaufmann, indem er plötzlich einhielt und einen Brief mit dem Poststempel „Stockholm" genauer musterte und darauf nicht ohne Unbehagen erbrach. „Wo kommt denn das her? Die Handschrift sollte ich kennen."

Die Frau fuhr mit ihrer kleinen Sorge um die Blumen fort, indem sie den Kindern auftrug, ihr die Gießkanne zu bringen, welche in einem entfernten Winkel des Zimmers stand, während der Kaufmann, von ihr unbeachtet, seinen Stockholmer Brief las. Sein Auge ward immer stierer, sein Blick immer gläserner, bis endlich auch der letzte Blutstropfen aus seinem Gesichte entwichen war, und er mit einem dumpfen Aechzen dröhnend das Haupt auf den vor

ihm stehenden Tisch senkte. Schreiend ließen die Kinder die gemeinsam getragene Gießkanne fallen, deren Inhalt strömend durch das Zimmer floß, und liefen angstvoll an die Kniee des Vaters; erschreckt und todtenbleich wendete sich auch die Gattin zu ihm; Entsetzliches mußte geschehen sein, was den sonst so ruhigen und fast zu gehaltenen Mann in dieser Weise aus der Fassung bringen konnte. Indem sie mit der Rechten das geliebte Haupt des Gatten umschlang und aufzurichten bemüht war, bemächtigte sich ihre Linke fast unwillkürlich des zusammengeknitterten Briefes; — er war von einem früheren Kommis ihres Hauses und lautete: „— Soeben vernehme äußerlich, daß Sie Ihren Rapps an G. und Söhne begeben haben. Das Haus hat heute morgen seine Zahlungen eingestellt, und man spricht wohlunterrichteterseits von kaum 10 Prozent, die zur Deckung kommen werden. Es wird Ihnen bekannt sein, daß nach schwedischem Gesetz die assignirte Ladung der Masse verfällt."

Noch immer mit der Rechten den zusammengesunkenen Mann umschlungen, die Linke mit dem verhängnißvollen Papier gegen den Tisch gestemmt, schaute die Frau geisterbleich in eine endlose Ferne von Elend, das sich vor ihrem Blicke aufthat, zu einem Marmorbilde erstarrt, bis auf den fast unheimlich zuckenden Glanz der wie im dunklen Zorn rollenden braunen Augen. Doch plötzlich fährt sie empor, das Blut kehrt in die verlassenen Adern zurück und durchkreist den Alabaster der Schläfen mit bläulichem Geäste. — „Ermanne Dich," sprach sie mit fester Stimme, die mehr befahl, als bat, zum Gatten, indem sie gleichzeitig den Kindern ein schnellbefolgtes Zeichen gab, das Zimmer zu verlassen; — „ermanne Dich; — noch ist nicht alle Hoffnung verloren."

Der Kaufmann versucht das schmerzenschwere Haupt zu erheben, versucht es verneinend zu schütteln, vermag es aber nicht, und sinkt mit demselben dumpfen Aechzen wie vorhin, wieder auf den Tisch zurück.

„Mache Dir unsere Lage klar," fuhr die Frau fort, indem sie ermuthigend die Hand an die Schulter des Gatten legte; — „sie zwingt uns, das Aeußerste zu wagen. Nicht allein Dein Vermögen, zum großen Theil auch das Vermögen Deiner Mutter und Geschwister, Dein kaufmännischer Kredit und Name stehen auf dem Spiel; —

Du botest Deinen Gläubigern als Unterpfand ihres Vertrauens eine bereits gelungene Spekulation, und behältst nicht einmal den kümmerlichen Trost, daß Du dem Geschicke erlegen bist, sondern der Verlockung einer Gewinnsucht, die mehr wagte, als sie durfte, indem Du einem Dritten allzuungeprüft größeren Kredit zugestandest, als Dein Eigen war."

Der Mann wand sich stöhnend unter den herben Worten seiner Frau. „Willst Du nicht großmüthig sein, so sei wenigstens barmherzig," erwiederte er fast tonlos; „ja, Du warntest vergeblich, und auf meiner Seele ganz allein ruht das Elend, das über uns Alle hereinbricht. Es beugt mich zu Boden bis zur Vernichtung; aber mehr fast noch als das Unglück, der Schmerz, daß Du in einem solchen Augenblicke lieblos sein konntest, und es gebrauchtest, Recht zu behalten gegen den von Gott Geschlagenen."

„Ich gebrauche es," erwiederte fest und finster das Weib, „weil ich Dich in Versuchung führen will gegen den Willen des Geschickes. Du kennst die Geschichte meiner Jugend; ähnlich, wie es Dir jetzt bevorsteht, erging es einst meinem Vater; sein Wandel war unter den stillen und lauten Vorwürfen der Seinen, — ich schaudere es zu sagen: selbst meiner Mutter, und mehr als einmal, da ich fast noch ein Kind war, ist mein Fuß ihm nachgeeilt, und faßte meine Hand in entsetzlicher Ahnung sein Gewand, um ihn vom letzten Schritte zurückzuhalten, dessen Schauder noch heute nicht von meiner Seele gewichen ist. Und als er seinem Gram auf dem Wege der Natur erlag, lobte ich Gott, daß ich eines Hüteramtes ledig sei, das dem Vater gegenüber fast gegen die Scham des Kindes verstößt."

„Katharina!" schrie der Kaufmann auf, indem sein Haar sich sträubte, und er wie entsetzt vor dem eigenen Weibe zurückfuhr.

„Glaube nicht," fuhr in unveränderter Haltung die Frau fort, „daß es mich gelüstet, vorschnell den Schleier der Zukunft zu lüften. Sagen wollte ich Dir nur, daß ich nicht noch einmal dieselben Wege mit dem Manne gehen kann, die ich einst mit dem Vater gewandelt bin, sondern daß ich bei der ersten Wolke, die ich unentwirrt auf Deiner Stirne sehe, Dir vorauseilen werde."

Der Kaufmann stürzte zu den Füßen seiner Frau, und barg schluchzend das Haupt in ihren Schooß.

Sie schob ihn leise zurück, indem sie sanft mit beiden Händen über sein Haar fuhr. „Nicht wahr, mein lieber Freund, das ist ein gefährlicherer Hang, an dem ich stehe, als daß Du mich nicht zurückhalten solltest, so lange es noch Zeit ist. Drum vernimm meinen Plan; — ich hörte, wie Dir gestern einer der Kapitäne auf Deine Frage erwiederte: er hoffe in sechs bis sieben Tagen in den Hafen von Stockholm einzulaufen; ebenso daß die Schiffe die Absicht haben, wenn möglich bei einander zu bleiben: hierauf besonders — es ist kaum anzunehmen, daß bei einem solchen Nebeneinanderlaufen sich die Schiffe nicht gegenseitig ein und das andere Mal versäumen sollten — gründet sich meine Hoffnung von der Möglichkeit, sie vor ihrer Ankunft in Stockholm noch wieder einzuholen."

Der Kaufmann sprang auf; Furcht und Hoffnung stritten bis zum Wahnsinn in seinen Zügen.

„Wir nehmen in W. ein Lootsenboot und eilen ungesäumt unsern Flüchtlingen nach," beschloß die Frau ihre Rede.

„Ich — ich! —" rief der Mann, indem er der Thüre zuwankte, und plötzlich zurückkehrend, weinend die Arme um den Hals seiner Frau schlang.

„Wir beide!" sprach fest und entschieden die Frau; „ich weiß, der Weg ist nicht ohne große Gefahr, und ohne mich werden ihn nicht Du, nicht die Schiffer machen. Ich würde ihn weder für Dich, noch für mich, noch für die Kinder wagen; wir selbst sind jung genug, um zu arbeiten und unsern Kindern das Beispiel der Arbeit zu geben. Aber die trüben Herbsttage, wo mein Vater aus dumpfem Brüten emporfahrend, aus dem Hause eilte und ich ihm nachschlich, drängen mich. Gott verzeih' es mir! ich bin es, die Euch alle in Versuchung führt! — Dich um Deiner Liebe willen zu mir und den Kindern — die Schiffer um den leidigen Gewinn! Gott verzeih' es mir — aber ich kann nicht anders!"

Und die am Schreck und plötzlichen Gram versiegten Thränen brachen ungestüm unter ihren Wimpern hervor, und sie empfand auf einen Augenblick wieder den Trost des Weibes, das an der Brust des Mannes ruhen darf.

Beider Herzen waren auf's neue stark geworden in dem gefaßten Entschluß, und als sie sich gegenseitig von einander loslösten,

wurden die weiteren Verabredungen mit Zuversicht und selbst mit einer gewissen Heiterkeit getroffen. Die Frau übernahm die Sorge für die Ausrüstung des Gepäckes und des Wagens nach dem nahegelegenen Hafenort; — während der Kaufmann den Buchhalter von dem unterrichtete, was vorgefallen war, und ihm die nöthigen Dispositionen für die Zeit seiner Abwesenheit gab, schüttete die Frau ihre Erübrigungen vom Wirthschaftsgeld in die Sparbüchsen ihrer Kinder — so wunderbar ist in der Seele des Weibes der großartigste Heroismus mit der rührendsten Kleinsorge für den nächsten Tag verschlungen! — Man war im Hause gewohnt, dem Worte der Herrin rasch zu folgen; nach kaum einer Viertelstunde meldete ein leiser Peitschenschlag des Kutschers, daß der Wagen vorgefahren sei. Jeder Hufschlag der ungeduldig stampfenden Rosse traf das Herz der Mutter, an welchem beide Kinder zu einem Abschiede ruheten, den sie nicht begriffen, und der die Seele des Weibes in einem Kampf durchfurchte, aus welchem die Mutterpflicht nicht siegreich hervorgehen konnte. Als darüber der Vater in's Zimmer trat, kehrte ihre alte Fassung zurück, und sie legte sanft ihre Lieblinge in seinen Arm. „Gieb den Kindern keinen Schmerz, den sie doch noch nicht verstehen würden," flüsterte sie ihm leise zu, „und bedenke, daß Deine Schiffe zwölf Stunden Vorsprung haben, und die Minuten kostbar sind." — Sie verließ das Zimmer, und vergaß beim Abschiednehmen keinen ihrer Hausleute. Als sie an der Hausthüre dem alten Buchhalter die Hand drückte, neigte sie sich an sein Ohr: „Ihnen lasse ich meine Kinder."

„Ich nehme sie als mein Erbtheil, für das ich im schlimmsten Fall vor Gott und Ihnen Rechenschaft abzulegen habe," erwiederte erschüttert der treue Mann. Sie grüßte ihn noch einmal mit einem tiefen Blick unaussprechlicher Dankbarkeit, und hatte den Wagen bestiegen, ehe man ihr helfen konnte. Schwerfälliger folgte der Kaufmann.

Als die Pferde anzogen, riefen ihnen die Kinder noch einmal zum Abschiede, aber weder Vater noch Mutter hatten den Muth, nach ihnen umzuschauen.

Nach kaum einstündiger Fahrt war der Hafenort W. erreicht, und hielt der Wagen vor dem gewohnten Gasthause. Die Frau gab

dem Wirth Befehl, für schleunige Herbeischaffung von Lebensmitteln und starkem Getränk zu sorgen, und bat den Mann, auszuruhen, bis sie selbst mit dem Obmann der Lootsen geredet habe. Als dieser sie erstaunt und fragend anblickte, erwiederte sie ihm: „Das Ungewöhnliche thut sich am besten auf dem ungewöhnlichsten Wege; sprichst Du mit ihnen, so ist es ein Geschäft wie jedes andere, das sie eingehen, oder ablehnen können; rede ich zu ihnen, so ist es in den Namen, die in jeder Menschenbrust ihr heiliges Asyl haben — in den Namen der Mutter und der Gattin. Auch ist uns Frauen die Gewohnheit des Bittens geziemender und gleichsam angeboren.“ — Damit ging sie.

Verwundert erblickte der Lootse die hastig eintretende Frau. „Meister Jürnsen,“ redete sie ihn an, „Ihr wißt, mein Mann hat gestern zehn Schiffe mit Oelsaat nach Stockholm verladen; der schwedische Kaufmann hat Banquerot gemacht; wenn es uns nicht gelingt, die Schiffe zu überholen, ist all' die Waare für uns verloren.“

„Mein Gott!“ schrie das Weib des Lootsen dazwischen, „so mächtig viel Waare, und alles hin!“

„Geh' in Deine Küche,“ herrschte sie der Mann an, „und laß die Madame weiter sprechen. So ist's.“

„Ich kam, Euch zu fragen,“ fuhr die Kaufmannsfrau fort, „ob es möglich ist, die Schiffe noch vor Stockholm zu erreichen.“

Der Mann trat schweigend an's Fenster, und sah nach dem Wind aus. „Südsüdwest,“ murmelte er; „so ist's: — wenn der Wind bleibt, wie er ist,“ — und sein Auge spähte noch einmal bedächtig durch die Scheiben, und sein Mund schloß sich zu einer Pause, die das Herz der angstvoll wartenden Frau zu zersprengen drohte — „ja!“ —

Die Frau wankte, und hielt sich mühsam an der Lehne eines hölzernen Stuhles. „So macht Euer Fahrzeug fertig — wir wollen ihnen nach.“

„Madame, Madame,“ versetzte der Lootse; „das ist ein hartes Stück; die See wirft Bülgen, und der September läßt sich in diesem Jahre übel mit Stürmen an.“

„Meister Jürnsen,“ fragte die Frau, indem sie mit der Linken seinen Arm faßte, und mit der Rechten auf die See hinaus wies, „wenn dort vor Euren Augen ein Schiff stranden wollte, würdet Ihr da nach Sturm und Wetter aussehen?“

„So ist's; — sprach er zögernd — „wenn es um's Leben ginge —“

„Es geht — es geht — um's Leben — vielleicht um die ewige Seeligkeit!“ ächzte die Frau und sank, das Haupt auf den Tisch gelegt, auf dem neben ihr stehenden Stuhl zusammen.

Der Lootse betrachtete sie mit wehmüthiger Theilnahme, schüttelte den Kopf und trat zum zweiten Mal an's Fenster, ohne Regung über das Meer schauend, unbeweglich, wie die Ohnmächtige hinter ihm. Nach nochmaliger Erwägung, die in ein leises Selbstgespräch endete, ging er zu der Frau zurück, und seine Wimpern fuhren zuckend auf und ab, als er sich über ihr Ohr beugte und ihr zurief: „Ich will.“

Sie fuhr empor, wie Jemand, der aus dem Grabe erwacht.

„Sagt Eurem Herrn, er werde mich in einer halben Stunde an meinem Stege bereit finden.“

Sie ergriff seine Hand; als sie reden wollte, legte er den Finger an den Mund, und winkte ihr zu gehen.

Schweigend hatten sich die Schiffer am Stege des Lootsen versammelt; der Ernst des Augenblicks ließ kein unnützes Wort zu. Als aber mit dem Manne auch die Kaufmannsfrau sich einfand, und zur Reise gerüstet an das Boot herantrat, streckte ihr Meister Jürnsen abwehrend die Hand entgegen. „Auch Sie, Madamchen? — Das ist keine Fahrt für Frauen.“

„Meister Jürnsen,“ erwiederte sie leise und fast feierlich, „ich weiß es; es ist eine Fahrt, auf der Männer und Weiber vor Gott gleich sind.“ — Er zog den Arm zurück, und wehrte ihr nicht weiter. Zum Kutscher gewandt, der mit dem Reisegepäck hinter ihr stand, sprach sie zu ihm: „Du erwartest uns hier bis über acht Tage; sind wir bis dahin nicht zurück, so fährst Du nach Hause und grüßest die Kinder,“ und bestieg darauf am Arme des Mannes das Boot.

Die Schiffer zogen die Ruder an, bis sie aus der Mündung des Stromes heraus in die offene See kamen; da ging Meister

Jürnsen an's Steuerruder, die Segel wurden gehißt, und vom günstigen Winde getrieben, legte sich das Boot bis zum äußersten Rand auf die rechte Seite, so daß der Bord des Schiffleins Wasserstreifen abschnitt, die fast taktmäßig in dasselbe hinunterrieselten. Die Frau hielt den rechten Arm um den Nacken des Mannes und lehnte sich schweigend an ihn; nach den Stürmen des Tages erschien für die beiden die gefahrvolle Rast auf der bewegten See selbst als ein erlösendes Ausruhen, und Wind und Wellen waren ein Trost, der für sie arbeitete. Nichts als die anschlagenden Wogen, das Knarren der Segelstangen, und ein seltenes Kommandowort des Lootsen unterbrach die großartige Stille. — So ging die Sonne des ersten Tages über ihnen unter.

Die Nacht hindurch fiel ein feiner, durchdringender Regen, und der Kaufmann erwachte aus seinem Halbschlaf durch ein zitterndes Frösteln seiner Frau, das mit dem Zucken ihres Armes, der noch immer um seinen Nacken lag, gleichsam auf ihn überging. „Du frierst?“ fragte er, indem er sie sanft von sich loslöste. „Nein, nein,“ erwiederte sie mit einem Tone, der gewaltsam das heisere Beben ihrer Stimme zu durchbrechen versuchte. „Sie frieren, Madamchen,“ sprach Meister Jürnsen hinter ihr dazwischen; „Ihre zärtlichen Decken und dünnen Mäntelchen vom Lande thun es hier nicht. Jungen, gebt her, was Ihr an Wollenzeug und geölter Leinwand übrig machen könnt!“ — Und der Frau wurde ein Lager bereitet, zu welchem Jeder gern hergab, was er auch nicht übrig hatte. —

Der nächste Morgen brachte ihnen nicht die Sonne, wohl aber ein bewegteres Meer und einen dichteren Nebel; Sprützwellen brachen sich am eintauchenden Kiel und ergossen sich durchnässend über das Boot; die ihnen zur rechten liegende Insel Bornholm erschien nur als eine auf dem Wasserspiegel gelagerte düstere Wolke. Die Schiffer sahen sich mit bedenklichen Mienen an, und vom Vordertheil des Bootes erging an den Meister die Frage: „sollen wir nicht die Topsegel reffen?“ — Er schüttelte den Kopf und machte gleichzeitig mit der Hand ein verneinendes Zeichen. So ging es weiter bis zum Mittag des zweiten Tages, wo Meister Jürnsen die gewaltigen Arme ausreckend, sich vom Steuersitze erhob, und das Ruder mit

einer kurzen Anweisung in die Hände des Kaufmanns legend sich zu seinen Maaten im Vorderschiffe begab. Er setzte sich zu ihnen in stiller, angelegentlicher Berathung; als er von derselben aufstand, trat er an das Lager der Frau und sprach mit erhobener Stimme „So ist's. Ich hatte gehofft, die Schiffe würden zur Nacht bei Bornholm vor Anker gehen; sie machten sich aber den günstigen Wind zu nutz und liefen durch. Damit und bei der frischeren Brise, die uns zwingt, einen Theil unserer Segel einzuziehen, während die großen Schiffe beisetzen können, was sie haben, wird unsere Hoffnung, sie einzuholen, immer geringer. So ist's. Ich mußte das sagen, weil noch Zeit ist, vor Bornholm beizulegen."

„Habt Ihr gar keine Meinung, sie noch zu erreichen?" fragte zagend der Kaufmann.

Der Lootse richtete den Blick auf die Frau, ehe er antwortete, und mußte die Wimpern senken vor dem erschütternden Ausdruck des fragenden Auges, das auf ihm ruhete. „So ist's," sagte er, indem er vor sich nieder auf den Boden sah; „viel Meinung nicht. Wenn aber Wind und Wetter nicht kontrairer werden, wollen wir nachlaufen bis auf die Höhe von Gottland."

Die Frau wollte erwiedern; doch lange und schwer rang die Zunge, bis sie endlich lispeln konnte: „Bis Gottland!" — Ihr matt erhobenes Haupt sank zurück, und häufige Ohnmachten verkürzten ihr die Qual des laufenden Tages, der kommenden Nacht; denn wie jede Welle, die das Boot emporwarf, ihre Hoffnungen erhob, so trug jede Welle, mit der es sank, sie wieder zu Grabe. Ihre Lippen versuchten zu murmeln, aber ihre Kehle war starr geworden, und ihre Zunge versagte sich dem zu bildenden Wort; so mußte sie ihre Augen aussenden als tröstende Boten an den eigenen Mann, der in rathloser Verzweiflung ihre Hände in den seinen hielt, und an die verzagenden Schiffsleute, daß sie ihnen Hoffnung zutrügen aus dem unerschöpften Born ihrer muthigen Seele, ihrer unerschütterten Zuversicht.

So kam die zweite Nacht, und ruhiger wieder ward das Meer und linder wehten die Winde; aber die Frau empfand es nicht vor dem Schüttelfroste, der ihren Leib durchraste und ihr das Blut von den erstarrten Füßen durch die Herzkammern wirbelnd in das zu-

sammengepreßte Gehirn trieb. Das dunkle Haar war bleich geworden an den Hoffnung vernichtenden Worten des Lootsen, und sie las den ganzen Jammer ihrer Zukunft in den Augen der Schiffer, die sich vor ihren Blicken senkten. Fast gleichzeitig mit der neuen Sonne tauchte das mit steilen Küsten aus dem Meer emporsteigende Gottland vor ihnen auf, aber die weite Wasserwüste war leer und nur vereinzelte Boote lagen ankernd zwischen ihnen und der Insel dem nächtlichen Fischfange ob. Bald kamen sie dem einen nahe genug, um es mit der Stimme erreichen zu können; der Kaufmann des Schwedischen kundig, rief die Leute an und fragte nach einer Kauffahrteiflotte von zehn Schiffen. Sie hatten nichts dergleichen gesehen in den letzten drei Tagen, weder von der Insel aus, noch auf der See. Erstaunt vernahm das der Kaufmann, verwundert die Männer im Boot; über das Antlitz der Frau flog aber ein eigenthümlicher Schein, ein Silberblick der Freude und der Hoffnung; wie von übermenschlicher Kraft gehoben oder vielmehr emporgezogen, richtete sie sich von ihrem Lager auf, wendete den Leib, und schaute rückwärts über das Meer. Ehe ihr die erschreckten Männer noch helfen oder wehren konnten, streckte sie die beiden Arme von sich, und sank darauf mit einem Aechzen zusammen, als wenn der lösende Frühling die Eisdecken des gefesselten See's zersprengt. — Drei Segel stiegen hinter ihnen am Horizonte empor, dann vier und fünf, bis es zehne wurden; — die Schiffe hatten östlich von Bornholm Anker geworfen, und waren, von dem dichten Nebel verdeckt, in der vergangenen Nacht bereits von dem Boote überholt gewesen.

Unsere Erzählung naht ihrem Ende; der Kaufmann gewann Alles wieder, was er verloren glaubte, und seine Schätze mehrten sich wie durch schadenfrohen Segen — nie aber sein Weib die verlorene Sprache, den verlorenen Gebrauch der erstarrten Glieder. Das Schicksal hatte ihr mit eherner Hand die Gränzen gestellt, die dem Weibe geordnet sind, und die kein sterblicher Fuß ungestraft überschreitet. Ihr lebenslanges Siechthum lehrte sie Ergebung und jene milde Weisheit der Demuth, die der wahre Edelschatz der Frauen ist; — mahnte den Mann in dem Leiden derer, die er liebte, mit bewußter Kraft vorwärts zu streben, und nie wieder dem

Zufall preiszugeben, was sich nur durch klares Erkennen erringen läßt. So trugen beide vereint, was sie gemeinsam gefehlt, und fanden im Segen der Prüfung Trost für ein scheinbar unerträgliches Geschick. Und ein göttlicheres Geschenk fast, als sie in der Sprache verlor, und einen köstlichern Ersatz gewann die Frau wieder in der beseelten Rede ihrer Augen; — selten nur durfte sie die erlahmte Hand regen, um ihren Willen kund zu thun; — mit ihren Augen erzog sie ihre Kinder, mit ihnen regierte sie das Haus, und in ihrem unbeschreiblichen Zauber lebte der Mann, bis sie sich zu früh für alle die sie kannten, zum ewigen Frieden schlossen.

Chronica
von den sechs Wolfgangen.*)
Eine aristophanische Rhapsodie

von

Karl Litner.

Sechs Wolfsgange zeiget Deutschland,
Sechs der Notabilitäten
Dieses Namens, im Verflusse
Der Jahrhunderte uns auf.
Und es ist ein guter Name,
Ein so recht volkseigenartiger,
Echt biderber, deutscher Name,
Der Gebirgs- und „Waldgeruch“ uns
Plötzlich vor die Nase bringt.
Wenn der Bär nur Vetter Michel
Uns bedeutet — so Gemeingut
Deutscher Sorte, das phlegmatisch
Und auch träumerisch daneben,
Nicht so leicht in Grimm gerathend,
— Wenn nicht gar zu arg der Hunger,
Oder ihm das Fell zerzaust wird, —

*) Ist der einleitende Theil eines Ganzen, welches unter dem Titel: „Zoïlo mastix, d. i. Zelotengeißel“ zum Zweck hat, die an unsern großen und schätzenswerthen Geistern auf unwürdigste Weise verübten Unbilden eines literarischen Zeloten, bald in strengerer Kritik, bald in mehr scherzhafter oder ironischer Darstellung zu rügen.

Sondern meist gutmüthig brummend
Lieber still bei Seite geht: —
So der Wolf nicht, dessen Nähe,
Weil er aufgeweckten Sinnes,
Auch, zur Uebung seiner Kräfte,
Aufgelegter anzugreifen,
Stets unheimlicher erscheint.
Ja, sein Beinam': Isengrimus
— Grimm, das ist grausam wie Eisen —
Läßt an seine Zähn' uns denken,
Die er oft sarkastisch fletschet,
Und sein Lächeln ist gefährlich;
Während selbst des Bären Stellung,
Wenn zum feindlichen Empfange
Aufgerichtet er einherstapft
— Falls man nur genug entfernt ist —
Drollig uns sogar erscheint.
Kurz, beim Namen Wolfgang mußten
Unsre Väter ganz gewißlich
An was Tücht'ges, Tapfres denken,
An Energisches, Entschiednes,
Mochten sie darunter nun
Eines Wolfes Gang, ob besser:
Gang nach einem Wolf verstehen. —
Sechs nun solches Namens zählen
Wir in Deutschland von Belange;
Doch wie weit in positivem
Oder negativem Sinne —
Wird die weitre Folge zeigen.

No. Eins: Ein heil'ger Wolfgang,
Ein kathol'scher Kirchenheil'ger. —
Wenn von Salzburg Du nach Ischl
Oder auch zurück Dich wendest,
Kannst am See Du die Kapelle

Des St. Wolfgang Dir beschauen.
Unlängst ward in einem Buche
Mehreres davon gesprochen.
Schrieb's ein Nordamerikaner,
Henry Longfellow mit Namen,
Und das Buch heißt: „Hyperion,"
Welches ja nicht zu verwechseln
Mit dem Werke Hölderlin's.
Zwar sind wir zu Dank verpflichtet
Jenem Sohn der neuen Welt,
Daß er in besagtem Buche
Seinem „Bruder Jonathan"
Deutsches Land und deutsches Volk,
Deutschen Geist und deutsche Sitte,
Lobend, kennen hat gelehrt;
Doch des Deutschen tiefstes Wesen
Hat nur Hölderlin begriffen
Und in griechischem Gewande
Uns als Kunstwerk hingestellt.
Doch zurück zu unsrem Heil'gen. —
Ein durch Frömmigkeit berufner
Mann muß es auf alle Fälle
Doch gewesen sein. Wie hätte
Sonst ein Papst denn ohne diese
Hauptqualifikation
Ihn kanonisiren können?
Und ein Deutscher war er sicher:
Woher käm' ihm sonst der Name? —
Wohl mag er vor grauer Zeit
In der Wälder dicker Wildniß
Still gelebt und den noch dickern
Schädeln jener Berg-Silvanen
Mores eingepredigt haben.
Uns genüg': er war ein Heil'ger,
Oder ist es doch geworden.
Willst Du nun von seinem Leben,

Seinen Thaten mehr erfahren:
Wird Dich wohl der Sakristan
Bestens zu berichten wissen;
Denn in so skabrösen Dingen
Richtet die Geschichte wenig
Oder gar nichts aus. Da hält sich
Jeder klüglich an die rechte,
Nicht durch Krittelei gehemmte
Quelle; die Tradition.
Wie's auch sei: wenn sein Gedächtniß
Manches enge Herz nur weitet,
Manchen starren Sinn nur löset,
Manche Brust zur Andacht schwellt:
Laßt den Mann uns heilig halten! —

No. Zwei: Ein Erden-Heil'ger. —
Aus dem Dämmer der Romantik,
Dem Bereich der Wunderschau,
Schreitet jetzt ein Mensch, ein Mann,
In leibhaft'ger, strebensvoller,
Ganz unmythischer Gestalt,
Fest gewappnet uns entgegen.
Wolfgang ist es, Fürst zu Anhalt,
Er, der seinem kleinen Lande
Gab die Reformation.
Luther's Schüler, dann sein Freund,
— Der ihn den „Legaten Gottes"
Nannte, weil er überall hin
Reisend, dem Befreiungswerke
Eifrig Arm und Stimme lieh —
Unterzeichnete zu Augsburg
Auf dem Reichstag die Artikel
Derer, die sich dort bekannten
Zu dem evangel'schen Glauben.
Ein Jahr drauf war er Mitstifter

Auch des Bundes zu Schmalkalden.
Und als später nun der heiße
Krieg entbrannt, der von des Bundes
Stiftungsort den Namen trägt:
Zog auch er die Heldenklinge
Für das „Recht der guten Sache.“
Dafür ward er, wie gebührlich,
Von dem Kaiser Karl dem Fünften
— Der gleichsehr in religiösen,
Wie in andern Herrscherdingen
Wenig Spaß verstand und seine
Eigenen Prinzipien hatte,
Wie ein jeder Autokrat —
In die Acht und für verlustig
Seiner Land' und Leut' erklärt.
Als die Nachricht ihm auf seinem
Schloß zu Bernburg kund geworden,
Setzt' er sich zu Roß und freudig
Luther's Schlachtgesang: „Ein' feste
Burg ist unser Gott!“ anstimmend,
Zog aus seiner Burg er fort.
Und der Kaiser Karl der Fünfte
Machte generös sein Land
Einem Günstling zum Geschenke,
Der den Namen trug: Ladrone,
— Ein bedeutungsvoller Name! —
Doch es war dem Herrn Ladrone
Diese Schenkung von geringem
Nutzen nur, da wenig später
— Nach fünf Jahren war es — Wolfgang
Ja sein Land zurückerhielt.
Ganz vergeblich war zum Märt'rer
Er demnach gestempelt worden,
Und so nur des Helden inn're
Kraft zum Widerstand gestählt,
Daß sich und sein Land für immer

Er von Geisteshaft befreite.
Ruhm- und segensreich beherrscht' er
Dies sein Land noch viele Jahre,
Bis, von Alters Last ermattet,
Er den Händen seiner Neffen,
Dessen Wohlfahrt übertrug. —
Ehre seinem Angedenken,
Ihm, dem wahrhaft deutschen Manne! —

No. Drei: Ein heiliger Sänger
Von lutherischem Bekenntniß.
Fast versteht sich das von selber;
Denn die Katholiken haben
Meist lateinisch nur gedichtet.
Wenige nur, im Verhältniß,
Wie der edle Jesuit,
Graf von Spee, des Hexenglaubens
Wahrhaft menschlicher Bekämpfer,
Und der Proselyt in Breslau,
Angelus Silesius,
Haben sich herabgelassen,
Lieder von dem Lämmlein Jesu
Zu Erbauung deutsch zu dichten.
Wie ganz anders klingt seit Luther's:
„Eine feste Burg ist unser
Gott!" der Protestanten
Geistliche Triumphposaune
Oder demuthsvolle Harfe,
Sei's in Jubel ob der Gnaden,
Die uns Gott geoffenbaret,
Sei's in Klag' ob unsrer Sünden,
Die stets jen' auf's neu verscherzen.
Mehr als sechzigtausend Lieder,
Nebst zweitausend Melodieen,
Hat der Protestanten Glaube

Zu des Schöpfers Preis und Ehre
Und des Menschen Trost und Stärkung
Ihrer Kirche dargebracht.
Welcher reiche Kreis von Sängern,
Die, von ihrer Gottbegeist'rung
Innerm, frommem Drang getrieben,
Das, was sie gedacht, empfunden,
In gemess'ner Form und Weise
Ihren Glaubensmitgenossen
Gern als Spende bieten mochten;
Nicht der Kleinste unter diesen,
Sondern in gerechter Schätzung,
Seiner Zeit wie unsrer, hoch steht
Nürnbergs Wolfgang Christoph Deßler*).
Wie sein Vater, seines Zeichens
Goldschmied, sollt' auch er der edlen
Kunst, in Nürnbergs Mauern damals
Weltbekannt gar hoch getrieben,
Erst sich widmen; aber Krankheit,
Schmerzenvolles Körperleiden
Untergrub schon früh sein Dasein.
Nicht der Kunst, der Wissenschaft nicht
Sollte sein so strebensdurstiger,
Allem Edeln zugewandter
Feur'ger Geist zur Ehre dienen.
Nur in Liedern und Gebeten,
Die, gleich denen König David's,
Vor all' anderen im Schwunge
Hoher, herrlicher Gedanken,
In der Pracht- und Bilderfülle,
Gleich dem Glanz der Goldgefäße
Seines Vaters, mächtig strahlen,
Konnte seine feur'ge, tiefe,
Nach dem Brunnquell seines Lebens

*) Geboren 1660, gestorben 1722.

Durst'ge Seele sich ergießen.
Wen, der seiner Lieder schönste,
Innigste je durchempfunden,
Wenn er Christi herrlich Wesen
Preist, wie in dem Lied: „Mein Jesu,
Den die Seraphinen" — oder:
„Oeffne mir die Perlenpforten —"
Hat es nicht wie Glanz des Hohen-
Liedes, wie der Psalmen Preislied,
Wie Prophetenton voll sel'ger
Andacht daraus angeweht?
Ehre dem erhab'nen Sänger,
Dessen Geist den Schmerz des Leibes
Ueberwindend, auf den Trümmern
Seiner Erdenhülle jauchzend,
Von des Geistes Obmacht zeugte!

No. Vier: Ein Fürst der Töne,
Wolfgang Amadeus Mozart,
Ein den Göttern Hochgeliebter,
Den sie — wie einst Rafael
In dem Reiche der Gestalten —
Mit der höchsten aller Gaben
Ihrer Gunst, der Anmuth Zauber,
In der Töne Reich begnadet.
Vor ihm Keiner, nach ihm Keiner,
Der der Süße volles Maß
So den tönedurst'gen Sinnen
Jemals zugemessen hätte.
Von dem leisen Lispellaute
Still verschwiegner Leidenschaft
Keimender und nur im Taumel
Unbewachten Augenblickes
Scheu verrathner heißer Liebe —
Bis zum Dröhnen der Posaune,

Wenn der Weltenrichter ruft,
Daß die Todten auferstehen —:
Welch ein Meer von niegehörten,
Nie empfundnen Tönen aller
Stimmungen und Leidenschaften,
Mahnungen und Weltgefühle,
Die des Menschen Brust durchströmen,
Die in der Natur Bereiche
Säuseln, locken, stürmen, brausen —
Schlägt die tausendfachen Wellen
Hin durch seine Schöpfungen!
Und daß all' dies, von dem Wehen
Eines Liebehauches bis zum
Schrecklichsten des Tongewirres,
Das der Höllen Abgrund sendet,
In der Schönheit und der Anmuth
Zauberquell getaucht erscheint —
Macht ihn zu dem Ersten Aller,
Die im Reich der Töne herrschten;
Macht ihn zu dem Göttersohne,
Der, den Flammen seiner Kunst,
Die in ihm, für die er glühte,
Für die Welt zu früh erlegen,
In des Schaffens Kraft und Fülle
Zu der Harmonie der Sphären
Wieder aufgenommen ward. —
Wenn wir Mozart, dem der Zeit nach
Der voraufgeht, so nun folget,
Vorgesetzt, geschah's mit nichten,
Weil's uns grade so beliebte,
Oder weil wir's nicht bedacht;
Sondern des Kontrastes halber,
Den die No. Fünfe bildet
Mit der spätern No. Sechs.
Ueberdies war Wolfgang Mozart
Wenig jünger, als der Wolfgang,

Der nun in der Reih' erscheinet;
Ja, es überlebt' ihn dieser
Um die Doppelreih' der Jahre,
Welche Jenem hier beschieden,
Und ein Dutzend noch darüber.
Also daß, wie Mozart heimging,
Dieser erst des Lebens Mitte
Grad' erreicht und auf dem Hochpunkt,
Leiblich so wie geistig, blühte.
Dies zum Avertissement
Für den wohlgeneigten Leser,
Um den höchst fatalen Vorwurf
Eines lodrigen Chronisten
Von den Schultern uns zu wälzen.

Fünftens also: Wolfgang Goethe —
So an Leib' als Geistesschöne
Wie an Strahlenkraft des Hauptes
Phoibo's Sohn, des Musengottes! —
Zwar es sagt' uns die Geschichte,
Daß zu Frankfurt er, am Maine,
In der Straße, so man nennet
Den Hirschgraben, und zwar den Theil,
Den man zubenannt: den „großen",
In dem Hause dreiundzwanzig
Heut'ger Zählung, sei geboren,
Und vom deutsch-pedantischen Vater
Alten Styls erzogen worden.
Besser glauben wir's zu wissen.
Hatte seine Mutter, dieses
Spiritualistisch quicke
Wesen, als sie Jungfrau noch,
Nicht besondre Einbildungen,
Als ob sie mit hohen Häuptern
In dem mystischen Rapporte

Zarter Liebe sich befände?
Wer wagt uns zu widersprechen,
Wenn wir meinen, daß Apollo
Jener sondern Einbildungen
Sich bedient, um unter dieser
Firma sie im Traum zu täuschen?
Und wie einst der vielbeschrie'ne
„Sohn der langen Wundernacht"
Ein Produkt von Jovis feur'ger
Liebe für Alkmenen war:
So ist auch wohl unser Wolfgang
Sohn Apoll's, der dem Papa es
Nachgemacht, und Wolfgang's Vater
Spielte den Amphitryon.
Was auch, in dem Hausthürwappen,
Hätten die drei Lyren mit dem
Stern darüber zu bedeuten,
Außer daß der Gott der Leier
— Der auch Gott der Sehergabe —
Sich damit vor langen Zeiten
Schon das Haus markirt, worin er
Sich den Sohn erzeugen würde,
Der, wie Shakespeare und Homeros,
Groß einst in der Musen-Kunst,
Wieder einmal zu dem Ausspruch
Ihn bewegen würde: daß er
Wohlgefallen an ihm habe?
Und es ist also geschehen! —
Wer wohl möcht' ob unsrer Meinung
Ferner ernsten Zweifel hegen,
Der noch Folgendes erwägt?:
  Hat nicht Goethe selbst, sub rosa
Freilich, aber doch gestanden,
Daß er des Apollo Sohn?
Leset doch nur eine seiner
Reifsten Dichtungen, von einer

Morbidezza, wie die Frucht, die,
Makellos, von eigner, inn'rer
Schwere nur vom Baume fällt,
Ein Gedicht, woraus in Fülle
Seiner Sprache Schönheitzauber
Gleich Hymettus' Honig träuft.
Wenn vielleicht dem Uebermuth auch
Wäre dies Gedicht entsprossen
Freier Jugend, die sich gerne
Solcher Vaterschaften rühmet,
„Die kein Pfaffe billigen könnte" —
Hat der Mann, reif und besonnen,
Seines Inhalts schöne Wahrheit
Durch Vollendung doch besiegelt.
Hier sein Anfang — urtheilt selber:
„Unter diesen
Lorbeerbüschen
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und so haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket,
Und das keusche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket." — *)
Doch nicht blos ein großer Dichter,
Goeth' ist ein Gedanken-Atlas,
Ein Prophet der Lebensweisheit. —

*) S. Goethe's Gedichte: Deutscher Parnass.

Wenn sein Freund, der edle Schiller,
Wie aus Wolken, dem Gewebe
Der Gedanken, sich zur Erde,
Sich von seinen Idealen
Zu uns Sterblichen herabläßt:
Steht „mit festen, markigen Knochen"
Goethe auf der „wohlgegründ'ten,
Dau'rnden Erd'" und nerv'gen Armes
Ueber sich den Himmel haltend,
Zieht er, wie Antäus, Kräfte
Aus dem mütterlichen Boden,
Und, sie durch sein edler Selbst
Läuternd, führt er sie dem Himmel
Zu, dem Fokus der Gedanken,
Den mit Wolken, Farben, Scheinen,
Morgen= oder Abendröthen,
Oder mit dem Spiegelbilde
Des in stetem Wandel bunten
Menschentreibens er bevölkert.
Goethe denkt nicht in Systemen,
Goethe denkt, indem er bildet.

Welch' ein Unterschied der Zeiten,
Welche Wandelung des Geistes,
Wenn das Bild wir von St. Wolfgangs,
Von des freigesinnten Anhalt,
Und nun Mozart's gar und Goethe's
Wirken uns vergegenwärt'gen!
Kannst Du leugnen, lieber Leser,
Daß der Geist — sein Nam' ist Freiheit —
In jedwedem dieser Männer
Stufenweis sich freigemacht?
Frei gemacht in thätigem Wirken,
Frei im Drang der Schöpferkraft. —

War dem schaffenden Prometheus
Der Nachsinnende, sein Bruder
Epimetheus beigegeben;
Oder besser: wie die Griechen
Auf den Dreiklang der Tragödie
Noch ein Nachspiel folgen ließen,
Das sie „Satyrdrama“ nannten:
So gesellt zu jenen Fünfen,
Als der Schluß zu solchem Quincunx,
Sich auch noch ein kritischer Wolfgang —
Und fürwahr, ein kritischer Wolfgang
In der doppelten Bedeutung,
Wie man „kritischer Fall“ auch sagt.
Ach, ein Wolfgang eigner Sorte,
Und ein Kritiker, ob dem man
Dicke Thränen weint, doch nicht vor
Trauer, nein, vor purem Lachen,
Sieht man seine Burzelbäume,
Sieht man seine Kobaldstreiche,
Die er rastlos Tag für Tag,
Seit 'nem vollen Menschenalter
Uns auf dem Papiere vormacht.
Bald sitzt er auf hohem Streitroß,
Wie Fouqué'sche Nordlandsrecken,
Schwer bepanzert von dem Scheitel
Bis zur Sohle, mit der eschnen
Lanz' in ungeübten Händen,
Poltert harsche, grobe Worte
Zur Herausfordrung der sitten-,
Zucht-, gemüth- und glaubenslosen
Deutschen, die der Vaterlandes-
Lieb' und -Ehre ganz vergessen,
Und er führt mit seiner Lanze
Drohend ausgeholte Streiche
Donquixotisch durch die Luft,

Daß es um ihn saust und klappert,
Und grausamlich anzuschauen.
Bald karakolirt er plötzlich,
Kurbettirt auf putzigem Rößlein
Und macht tausend Kapriolen,
Wie ein lustiger Franzose,
Daß es ganz possierlich aussieht;
Koquettirt mit Pückler-Muskau's
Exklusivem Liberalismus,
Den er aus den süffisanten
„Briefen des Verstorbenen"
O wie tief! herausempfunden;
Bald auch läßt er ganz sich gehen
— Denn er liebt, wie er sich ausdrückt,
Den Humor, den urdeutsch derben, —
Stellt sich, mit bewunderswürd'ger
Kühner Ausgelassenheit,
Wie Bajazzo dort im Cirkus,
Auf den sittenrichterlichen
Schädel, in die Luft die Beine,
Frohgelaunt den Antipol
Seines Hirns dem Himmel zeigend.
Dann entfallen seinem Munde,
Welchem sonst nur eifervolle,
Zorngeladne, Strafe droh'nde,
Sittenpredigten entpoltern —
Ganz verpönte, ja sogar oft
Unausstehlich widerwärt'ge,
Lüstern plumpe Redensarten,
Oder auch Klatschanekdoten,
Wie man wohl bei Kafféeféten
Und an Brunnen sie vernimmt —
Und das ist in seinem Sinne
Humoristisch und gemüthlich.
Dennoch irrt ihr, wenn ihr glaubet,
Alles dies sei einfach harmlos,

Ohne Ziel und ohne Zwecke.
Nein, mit nichten! denn in drei
Literaturgeschichten hat er
Als ein Hackemack aus seinen
Mancherlei Gerichtsanstalten
Der geliebten deutschen Jugend,
— Weil sonst Niemand drum sich kümmert —
Dies und Gleiches dediciret,
Daß sie sich ein Beispiel nehme,
Wie man über Sitt' und Tugend,
Vaterlands- und Nächstenliebe
Und dergleichen Gegenstände
Mit Effekt urtheilen solle.
Denn die Literaturgeschichte
Ist ihm nichts, als ein moralisch-
Patriotisches Kompendium
Ueber menschliche Gebrechen
Oder Tugenden, wie er sie
Aus den Werken der Autoren
Sinnig sich herausgelesen.
So nur, und durchaus nicht anders,
Können, müssen sie dann sein.
Wie einst Chodowiecki's Griffel
Ramlern in dem Act darstellte,
Wo er Kleist, den Frühlingsdichter,
Auf dem Todtenbette liegend,
Ganz fein säuberlich rasiret:
Also könnte man den sechsten
Wolfgang auch abkonterfeien,
Wie er unsre großen Todten
All' der Reihe nach rasiret;
Aber nicht mit feingeschliff'nem,
Sauber abgezog'nem Messer,
Sondern einem, das voll Scharten
Mit dem Haar die Haut hinwegnimmt,
Und sie grausamlich verstümmelt.

Und nicht Ursach der Entstellung
Ist das Messer blos, nein auch das
Tolle, seltsame Gebahren
Des Bartschabers; denn von dieser
Seite springt er bald auf jene,
Keine ordentlich beendend;
Schabt da rückwärts, wo er vorwärts
Streichen sollte; ja verschonet
Selber nicht die Augenbrauen,
Weil sie seinem schiefen Sinne
Nicht genug natürlich sitzen.
O ihr armen, großen Todten!
O Du gräulicher Bartschaber!
Der Du nichts gelernt hast, als das
Antlitz Andrer, die viel besser
Sind als Du, nein, gegen die Du
Rein ein Nichts bist, aus moralisch-
Patriotisch-religiösem
Standpunkt, wie Dein Thun Du preisest,
Zu verhunzen, weil Dir Schönheit,
Wahrheit, Rechtssinn oder Güte —
Jede Größe sonst nichts gilt!
Doch nicht blos an große Todte,
Auch an Große, die noch lebten,
Wagte sich das tolle Wichtlein.
Die nun konnt' er nicht rasiren,
Weil nicht wehrlos hingestreckt sie
Still dem Schändungsmesser hielten.
Die bewarf er denn mit Unrath
Oder was ihm sonst zuhanden,
Affen gleich, die sich erboßen.
Armer Goethe, armer Goethe!
Wie ist Dir's von ihm ergangen!
Konnt' er dulden, daß dein Wesen
Gegen seins sich ausgenommen,
Wie des Vaters Bildniß Hamlet

Dem des Ohms genüberstellt?
Darum mit dem Zorneseifer
Neuromant'scher Tugend warf er
Dich, der ihm unpatriotisch,
Unmoralisch und unchristlich,
Kurz durchaus verderbt erschien,
So daß er am Schmäh'n und Geifern
Nimmer sich ersätt'gen konnte.
  Doch wie kam dazu der Muth ihm,
Dich, den Lebenden, zu schmähen? —
Weil er es gar wohl erwogen,
Daß der Löwe, den ein Köter
Anbellt, diesen unbeachtet
Läßt und in die Wolken schaut. —
  Ach! — und Weimar, armes Weimar!
Wie ist es auch dir ergangen!
Denn —: „die christliche Romantik
War in Weimar nicht vertreten!"
Ja hier „feierte der heidnisch
Freche Geist von jener christus-
Feindlichen (!) Philosophie,
Die dem vaterlandeslosen
Kosmopolitismus huldigt,
Jene rationalist'sche
Schwärmerei für's allgemeine,
Für's rein Menschliche, sowie die
Buhlerei mit der den Genien
Aller Zeiten, aller Völker
Arg verfallenen Poesie
Ihren höchsten, doch zugleich auch
Ihren schließlichen Triumph." —
Und nachdem „die kleine, weiße
Hand der Herzogin Amalia,
Welche die Quadriga lenkte
Des vierfachen Pegasus" —
(Hier verschonet er sogar nicht

Seinen vielgeliebten Schiller,
Weil Gerechtigkeit und Floskeln
Mehr, als Konsequenz, ihm gelten)
Auch noch ihren Text bekommen:
Redet weiter er vom Adeln
Der Gelehrten, das ihn wurmet,
Wie von hundert andern Dingen,
Die ihm seine Logik eingiebt.
Armes Weimar! — armes Deutschland! —
Arme Welt, wo jedem Großen,
Wessen Geistes Kind es sein mag,
Ein chinesischer, vertracter,
Zopf sich der Verkehrtheit anhängt.
Doch — das ist die Dialektik
Nun einmal des Erdendaseins,
Daß dem Hohen das Plebeje,
Daß dem Schönen sich die Fratze
Und dem Wahren das Verlogne,
Der Neidharde Grimm und Dummheit
Feindlich gegenüberstellt.
Und kein Mittel giebt's dawider,
Als aristophanisch-derben
Spott im Tone Rabelais',
Der Verkehrtheit beste Geißel.
Doch genug! — Und wer denn ist nun
Dieser tolle sechste Wolfgang?
Also fragt ihr; dies zur Antwort:
„Achtzehnhundert zwei und dreißig
Nennt ein Führer der Romantik
— Deren Kämpen sich der wirre,
Tolle sechste Wolfgang dünkte —,
August Wilhelm Schlegel, ihn im
„Deutschen Musenalmanache";
Mit Auslassung seines Namens,
Den der Reim giebt: „einen kleinen
Literarischen Scherwenzel!" —

Seinen vielgeliebten Schiller,
Weil Gerechtigkeit und Ausdruck
Mehr, als Konsequenz, ihm gebricht.
Auch nach ihrem Satz [illegible]
Liebet weiter er den Rhein
Der Gelehrten, das ihr [illegible]
Wie von hundert andern Dingen,
Die ihm seine Kraft [illegible].

Armes Deutschland! — armes Deutschland!
Arme Welt, [illegible]
Welcher Geist! Wird es [illegible]
Ein [illegible], [illegible]
Setzt sich der Gelehrtheit [illegible]
Doch — das ist die Dialektik —
Nun einmal des [illegible],
Daß dem [illegible] das [illegible],
Daß dem [illegible] sich die [illegible]
Und dem [illegible] das [illegible];
Der [illegible] Gesinnung und [illegible]
Feindlich gegenübergestellt.
Und kein Mittel giebt's dawider,
Als aristophanisch derben
Spott im Tone Rabelais'
Der Gelehrtheit seine Geißel.

Doch genug! — [illegible]
Dieser tolle [illegible]
Und fragt ihr; [illegible] Antwort:
„Achtzehnhundert [illegible]
Nennt ein Führer der [illegible]
— [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Mit [illegible]
[illegible]
[illegible]

Das Schattenspiel:

„Minervens Geburt“

von

A. Schöll.

In Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst 1840 ist (S. 772 f.) das „Sendschreiben von Wieland an die Herausgeber des Journals von Tiefurt“ mitgetheilt worden, welches sich in ein scherzhaftes Lob dieses zu Goethe's Geburtstag 1781 im kleinen Parktheater zu Tiefurt aufgeführten Schattenspiels ergießt. Eine Tradition vom Inhalt gab in jenem Album A. Peucer in seinem Aufsatz über das Herzogliche Liebhabertheater (S. 64 f.), wonach die musikalische Komposition des Schwankes vom Kammerherrn Sigmund von Seckendorf herrührte, und als die wirklichen Personen, die sich in chinesischen Schatten darstellten, für die Rolle des Jupiter der Maler Kraus, für Ganymed der jüngere v. Lynker, für Minerva Corona Schröter, für Vulkan Herzog Karl August genannt werden. Wer den Aeskulap und den Cyklopen, den Merkur, den Apoll, die Muse, die Venus, den Momus, die Parze agirt, enthält diese Tradition nicht. Alle diese Götterfiguren macht das Programm des Stückes namhaft. Der Venus insbesondere gedenkt Wieland's Brief so, daß man sieht, sie ward von einer wirklichen Dame abgeschattet und nicht etwa von einer Pappfigur, wie das, nach Wieland's Rüge, bei der Eule der Fall war. Da im Programm jene Gottheiten alle durch großen Druck

ausgezeichnet sind, die Eule aber nicht, ist jener aller Darstellung durch lebendige Personen vorauszusetzen. Auch für Peucer's Inhaltsangabe dient das Programm zur Ergänzung. Die Eröffnung machte, wie man aus dem Letzteren sieht, ein Aspect des „Himmelszeichens" — doch wohl die Constellation von Goethe's Geburt, welche nachmals der Dichter selbst den Erinnerungen aus seinem Leben mit anmuthigem Witz an die Stirne gesetzt hat. Den Schluß des Schattenspiels aber, wo Minerva das Buch der Klotho, worin aller Menschen Geschick verzeichnet ist, zur Hand nimmt, welchen das Programm, um der Ueberraschung nicht vorzugreifen, nur geheimnißvoll andeutet, kann hinwieder Peucer's Tradition ergänzen. Sie sagt uns, daß die Göttin den heutigen Tag im Schicksalsbuche als einen der glücklichsten bezeichnet fand, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden, daß ein Genius Goethe's Namen in die Wolken schrieb, auch „Iphigenie" und „Faust" in feurigen Inschriften erschienen. Die Uebergabe der Geburtstagsgeschenke, welche die Tochter des Zeus eben erst empfangen hatte, an den Dichter, nach Peucer's Mittheilung, ist wohl so zu verstehen, daß die Actrice der Minerva, vor den Schattenspielvorhang herausgetreten, dem Gefeierten die Attribute, die man in Schatten auf ihren Altar hatte legen sehen (es waren, nach dem Programm, Apolls Leier, der Blüthenkranz der Muse, der Gürtel der Venus) als körperliche Gebilde reichte. Die Peitsche, die ihr zuletzt Momus gezeigt, ließ sie zurück. Nun trat aber auch Momus selbst hervor, und indem er seine Peitsche dem Dichter einhändigte, las dieser daran AVES („die Vögel", zur Erinnerung an die kleine, frei nach Aristophanes gebildete Komödie, die Goethe im vorigen Jahr zu Ettersburg aufgeführt). Dies also war der artige Schluß der Burleske, die, nach Wieland's Brief, binnen zwei, drei Tagen zugerüstet, und deren Programm, nach demselben Zeugniß, die Arbeit einer Stunde war. Des Letzteren erwähnt auch Goethe's Billet an Frau von Stein, den 29sten August 1781: „Gestern ist das Schauspiel recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt. Hier ist das Programm (NB. es war en ombre chinois, wie Du vielleicht schon weißt.)"

Dieses Programm war verschollen und verschwunden. Erst unlängst ist die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar eines Exemplars desselben (Brochure in klein 8⁰) habhaft geworden, welches vielleicht ein unicum ist. Man darf allerdings, um es billig zu schätzen, seiner sehr flüchtigen Entstehung nicht vergessen. Da es aber immerhin zu den Urkunden aus dem Hofpoetenleben Goethe's gehört, wird es keiner Entschuldigung bedürfen, daß wir hier einen nach Orthographie und Interpunktion getreuen Abdruck desselben geben.

Minervens Geburt, Leben und Thaten.

(Vignette: Cippus mit dem Medaillon eines Minervenkopfs.)

Eine Tragi-Komödia

auf

dem T(iefurter) Wald-Theater

aufgeführt

den 28. August 1781.

Programma.

(S. 1.) Vignette: Eine Sonne mit Gesicht, darunter Vollmondsgesicht; eingefaßt in einen Kranz von 16 Sternen.

Die Herrn und Damen merken auf!
Wie sich Minervens Lebenslauf,
Für den der gute Augen führt,
Auf unsrer Bühne zeigen wird:
Im

Ersten Akt

sieht man von fern
Den Himmel, Sonne, Mond und Stern;
Drauf wird, recht, wie es sich gebührt,
Das Himmelszeichen produzirt,
Und bleibt so lang dasselbe stehn,
Bis jeder dran sich satt gesehn.
Auf einen starken Donnerschlag
Folgt eine große Wolke nach,
Die, weil sie weich und flockig ist,

Ein Adler sich zum Siz erkiest.
Hierauf erscheinet Jupiter;
Weiß Gott! ein recht scharmanter Herr!
Der aber, weil der Kopf ihm schmerzt,
Für diesmahl wenig lacht und scherzt;
(S. 2.) Betäubt von Unmuth und Verdruß
Verlangt er seinen Medicus,
Dem er mit wenig Worten sagt,
Wie grausam ihn sein Kopfweh plagt.
Hierauf besinnt sich Eskulap
Und nimmt den Gürtel sich herab,
Den er mit ziemlich kaltem Blut
Um Jovis Stirne binden thut;
Da dies ihm keine Lindrung schaft,
Giebt er ihm einen Kräuter-Saft,
Latwerchen, Magen-Elixir,
Und einen Eimer warmes Bier,
Bis er, weil nichts nach Wunsch gelingt,
Die Aderlaß in Vorschlag bringt;
Doch läuft auch diese fruchtlos ab,
So, daß erschrocken Eskulap
Den armen Zevs, den er verläßt,
In seinem Blute liegen läßt.
Fast schon im letzten Augenblik
Erscheint Vulkan, zu seinem Glük,
Und nimmt sich, wie ein braver Mann,
Des armen Patienten an;
Erklärt hierauf, daß Arzeney
Allhier sehr überflüssig sei,
Und sagt, es sei der ganze Spaß
Von einem indigesten Fraß,
Wo Zevs sein Weib, die Metis heist,
Mit Haut und Haaren aufgespeist!
Das schlimmste wäre noch dabey,
Daß schwanger sie gewesen sei,
Und daß vielleicht die kleine Kröt'

Ihm jetzt im Hirne sitzen thät.
Sehr heilsam, glaubt er, würde seyn,
Man schlüg' es gradenwegs ihm ein;
(S. 3.) Wozu er höflich gratulirt
Und seine Dienste offerirt.
Der alte Gott will lang nicht dran,
Bis endlich ihm sein Freund Vulkan,
Nebst seinem Höllen-Compagnon,
Der seiner lange harret schon,
Den Gürtel, den ihm Eskulap
Vorhin statt einer Binde gab,
So fest um seine Gurgel schlingt,
Daß er sein Miserere singt.
Der Adler zwar, so gut er kan,
Nimmt sich des alten Herren an,
Allein er wird mit Riesenkraft
Von seinem Posten weggeschaft.
Da nun sich nichts mehr opponirt,
Wird Zevs in Forma trepanirt,
So daß — wenn alles wohl gelingt —
Auf einen Schlag der Kopf zerspringt,
Aus dem, zum Wunder aller Welt,
Minerva, seine Tochter, fällt,
So schön von Wuchs und Angesicht,
Daß sie Vulkanens Herz durchsticht.
Indessen fühlt sich Jupiter
In seinem Haupte leidlicher;
Es wird, da wo man ihn blessirt,
Ein gutes Pflaster applicirt,
Und alles, wie man denken kann —
Bis auf den armen Gott Vulkan,
Der immer nach Minerven blikt
Und ihr verliebte Seufzer schikt,
Obschon sie stets, mit hohem Geist,
Den alten Krippel von sich weist —
Ist in so freudigem Genuß,

Daß hier der Akt sich schließen muß.
(S. 4.) Mit eines Presto's letztem Takt
Beginnt hierauf

Der zweite Akt.

Minerva steht verwundert da,
Und weiß nicht recht, wie ihr geschah,
Nicht, was aus ihr noch werden soll,
Gefällt sich aber treflich wohl.
Wie sie so in Gedanken steht,
Erscheint zu Adler Ganimed
Und legt, nebst einem schönen Gruß,
Speer, Schild und Helm vor ihren Fuß.
Bei ihrem Putze präsidirt
Die Eule, die sie ajustirt,
Und recht, wie eine Kammerfrau,
Sie überall begukt genau,
Ob alles paßt und alles schließt.
So bald Minerva fertig ist,
Stellt sich ein Thron und ein Altar
Auf einer schönen Wolke dar;
Minerva, die sich niedersezt,
Mit ihrem Käuzlein sich ergözt.
Nach kurzer Zeit tritt auf, zu Fuß,
Der fliegende Merkurius,
Der in Minervens neuem Staat
Das Amt des Ober-Marschalls hat.
Er stellt, als erster Cavalier,
Ihr alle, die da kommen, für.
Und nun erscheinen alt und jung
Vor ihrem Thron, zur Huldigung.
Zum ersten zeiget sich Apoll,
Macht alles, wie er's machen soll,
Und opfert ihr sein Instrument,
Mit einem großen Compliment.
Der Musen eine folgt darauf,

(S. 5.) Legt einen Blumenkranz hinauf,
Und retirirt sich kurz und fix,
Mit einem à la mode Kniks.
Umhaucht von süßem Rosenduft
Durchschwimmt hierauf die freye Luft,
In ihrem Leib-Cabriolet,
Der Liebesgöttin Majestät;
Sie nahet lieblich sich dem Thron,
Und reicht — zum wohlverdienten Lohn,
Und zu Minervens größter Zier —
Den Gürtel ihrer Schönheit ihr.
Minerva, die sehr höflich ist,
Sie drauf in ihre Arme schließt,
So daß es jedem dünkt fast schön,
Zween Weiber so vereint zu sehn.
Zuletzt erscheint auch Momus noch,
Und huldigt ihr, mit Unmuth doch;
Wornach der zweite Akt vielleicht
Sein Ziel mit großem Lärm erreicht.
Im

Dritten Akt

läßt Jupiter,
Nachdem ihm Ganimed vorher
Die Schokolade überreicht
(Die er heraus vor andern streicht)
Minerven hohlen vor den Thron:
Der kleine Page eilt davon,
Nachdeme, wie man sehen wird,
Er mit dem Adler sich brouillirt.
Nach einer nicht zu langen Frist
Minerva nun erschienen ist;
Zevs giebt sehr weise Lehren ihr,
Die jeder kan errathen schier,
Und schärft ihr ganz besonders ein,
Der Ursach eingedenk zu seyn,
(S. 6.) Warum man eigentlich der Welt

Zum Schauplatz hier sie aufgestellt.
Sie dankt sehr höflich ihm dafür,
Und zeiget ihm nunmehr, was ihr
Vorhin an Opfern mancherley,
Für Ehre wiederfahren sey;
Zeigt alles ihme Stük vor Stük:
Der Vater nimmt, mit weisem Blik,
Den Helm ihr von dem Kopf herab,
Sagt, zu was Ende er ihn gab,
Und segnet ihn von neuem ein.
Hilf, spricht er, ihr, gerecht zu seyn,
Doch kröne sie so lange nur,
Bis sie verläßt der Weisheit Spur!
Mit diesem Spruch geht er davon.
Minerva sizt auf seinem Thron,
Und ruft der Parcen eine her.
Da Clotho sich von ohngefehr,
Mit einem Buche in der Hand,
Spazierend, in der Nähe fand,
So tritt sie auf: zum großen Glük
Las sie ein Buch, wo das Geschik
Der Menschen klar bezeichnet steht,
Für den der Griechisch gut versteht.
Minerva nimmt mit Majestät
Das Buch und — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — was nun kommen soll
Erräth vielleicht ein jeder wohl,
Vielleicht auch mancher nicht — Allein
Wir wollen hier nicht deutlich seyn.
Genug, das Schauspiel endet sich,
Wie sich's gebührt, und wonniglich.

Zur Erinnerung an Carl Benedict Hase *)

von

Hermann Rassow.

Das Programm, durch welches Böttiger im Jahre 1798 zu der feierlichen Entlassung der Abiturienten einlud, giebt die Namen der Schüler an, die bei dem Actus als Redner auftraten und enthält der damaligen Sitte gemäß eine kurzgefaßte Charakteristik ihrer Anlagen und wissenschaftlichen Leistungen.

Einer dieser jugendlichen Redner, die vor 66 Jahren in dieser Aula auftraten, war Carl Benedict Hase. Das Programm äußert sich über ihn folgendermaßen:

Carolus Hase Altstadiensis inventa saeculi nostri celebrabit oratione latina. Benignam ingenii venam copiosa aluit lectione et mira assiduitate. Philologiam assectabitur. Optandum ne felicis ingenii impetum frangat angusta domi res**).

Es ist nicht leicht, die Befähigung eines jungen Menschen richtig zu beurtheilen. Oft täuscht uns die Langsamkeit der Entwicklung, die mitunter das Anzeichen einer tieferen Natur ist, oft die frühzeitige Leichtigkeit und Reife der Auffassung, die eben so wenig ein nachhaltiges Talent verbürgt, als früher Sonnenschein der sichere Vorbote eines schönen Tages ist. In diesem Jünglinge aber hat der gelehrte Mann, der damals die Zierde unserer Schule war,

---

*) Eine Ansprache an die Schüler des Gymnasiums in Weimar, gehalten am 30. Okt. 1864.

**) Carl Hase aus Allstedt wird über die Erfindungen unseres Jahrhunderts in lateinischer Rede sprechen. Eine reiche Ader des Talentes hat er durch umfassende Lectüre und bewunderungswürdigen Fleiß genährt. Er wird sich der Philologie widmen. Zu wünschen ist, daß die dürftige Lage, in der er sich befindet, den Aufschwung seines glücklichen Talentes nicht lähme.

sich nicht getäuscht. Die Erwartungen, die das Programm ausspricht, sind von ihm nicht blos erfüllt, sondern übertroffen worden; seine schönen Gaben haben sich in glücklichster Weise entfaltet und reiche Frucht getragen; die Dürftigkeit hat den Aufschwung seines Talentes nicht erstickt, sondern genährt und gefördert.

Wenn ich heute die Sitte einer berühmten Schule nachahme, die an einem Tage des Jahres denjenigen ihrer Alumnen, die im Laufe desselben aus dem Leben geschieden sind, ein Wort der Erinnerung widmet, so bestimmt mich dazu theils das Gefühl der Dankbarkeit für das Vermächtniß, durch welches Hase unser Gymnasium geehrt hat, theils der Wunsch, Euch, meine lieben Schüler, wenigstens in flüchtigem Umriß, das Bild eines Mannes zu zeichnen, in dem ihr ein Muster echten wissenschaftlichen Strebens anschauen und bewundern könnt.

Mehr freilich als einen flüchtigen Umriß beabsichtige ich nicht zu geben und vermag es auch nicht; denn die Tagebücher von Hase, die Quelle der interessanten Mittheilungen, die öffentliche Blätter über ihn gebracht haben, sind noch nicht aus Frankreich zu uns herüber gekommen.

Carl Benedict Hase ist am 11. Mai 1780 in Sulza geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Der frühzeitige Tod des letztern, der bald nach der Geburt des Knaben als Superintendent nach Altstedt versetzt war, brachte die Familie in sehr bedrängte Lage, so daß es der Mutter schwer wurde, ihren Sohn in Weimar zu unterhalten, wo er von 1793 bis 1798 unsere Schule besuchte. Das Gymnasium in Weimar war damals vor vielen Schulen bevorzugt. Zunächst kam ihm der Umstand zu Gute, daß seine Schüler in der Nähe der großen Männer aufwuchsen, von denen alles Leben in der deutschen Literatur ausging. Die Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert giebt Zeugniß von dem anregenden Einflusse, den das geistig bedeutende Leben Weimars auf genialere Schüler ausübte. Vor Allem waren die Beziehungen, in denen Herder zu der Anstalt stand, von der segensreichsten Art. Diese Räume waren es ja, wo er jene Geist und Gemüth erweckenden Reden hielt, die nun im Sophron zu schönem Kranze vereinigt sind, hier war es, wo er die alljährlich ihm gelieferten deutschen Arbeiten der Primaner be-

urtheilte und manchem Jüngling durch ein kurzes inhaltsreiches Wort ein Führer für sein ganzes Leben wurde. Unter den Lehrern ragte Böttiger hervor, der mit der vielseitigsten Gelehrsamkeit eine seltene Gabe geistreichen anregenden Unterrichts verband. Seine Prima erschien Schubert, der mit den Leistungen anderer Schulen bekannt geworden war, wie eine Selecta. Wie staunte ich, sagt er in seiner Selbstbiographie, wenn ich von meinen Mitschülern Antworten auf Fragen vernahm, welche über den Kreis meines beschränkten Wissens und Denkens weit hinaus lagen, oder wenn ich in ihren mündlichen oder schriftlichen Uebersetzungen ein Verständniß des klassischen Alterthums und seiner Sprachen bemerkte, zu dessen Höhe ich wie nach einem für mich unersteiglich hohen Thurme aufsah. Wie ganz anders, heißt es an einer andern Stelle, nahmen sich hier Homer und Horaz aus, als da, wo uns ihr Name bei dem schleppend langweiligen Herumnagen am todten Worte genannt worden war. Alles, auch das gründlichst tiefe Eingehen in den grammatischen Bau der Rede, wurde mir hier annehmlich und lebendig; ich sah nicht mehr nur die Buchstaben in meinem Buche, sondern Gestalten der Helden vor Troja kämpfend; die Worte des Dichters vom Ufer der Tiber wurden mir zum ergreifenden Gesange, während sie mir anderswo als ein Gehäufe von Geigen, Harfen und Trompeten erschienen waren, aus denen der Finger oder der Mundhauch eines unter ihnen Sitzenden bald diesen, bald jenen vereinzelten Ton hervorlockt. Böttiger lebte als ein Einheimischer mit Freude und Lust unter den Alten; mir ging das Herz auf zu gleichartiger Freude und Lust. —

Wie ihm, so seinen Freunden Hase und de Wette. Hase's Leistungen waren der Gegenstand der Bewunderung seiner Mitschüler. Einer der ersten, erzählt Schubert, an den ich mich in herzlicher Zuneigung anschloß, war Carl Benedict Hase. Durch seine seltenen Gaben für das Studium der Sprachen, durch seinen unermüdlichen Fleiß, wie durch seine wohlwollende Gemüthsart war er unfehlbar die höchste Zierde unserer damaligen Weimarischen Schule. Wir waren uns an Alter vollkommen gleich und die Ungleichheit der Kenntnisse und geistigen Bildung zwischen mir, dem unreifen Anfänger, und ihm, dem weitgeförderten jungen Philologen, setzte seinem gutmüthigen Benehmen gegen mich keine Grenze. — — —

Mit Liebe und Lust hörte und sah ich auf Alles, was er in der Schule, wenn die Reihe ihn traf, leistete und sprach.

So äußert sich Schubert über die damalige Schule und über Hase.

Wird man es daher unserer Schule verargen dürfen, wenn sie sich ihres großen Schülers rühmt? Ich weiß, daß Schulen nicht immer ein Recht haben, auf bedeutende Männer, die ihre Schüler waren, stolz zu sein — Talente gedeihen ja mitunter auch bei dürftiger Nahrung und finden ihre Bahnen auch ohne sonderliche Führer — aber anders ist es, wenn jene Männer selbst noch im späten Alter mit Dankbarkeit auf die Schule zurückblicken, welche die ersten Fundamente ihrer Bildung gelegt hat. Dies ist eben so bei Hase, wie bei Schubert der Fall gewesen. Um von andern Beweisen seiner Pietät zu schweigen, so ist der Umstand, daß er seine werthvolle Korrespondenz nicht einem jener stolzen Institute von Paris, die darnach lüstern waren, nicht einer der deutschen Universitäten, sondern der Bibliothek dieses Gymnasiums hinterlassen hat, der deutliche Beweis, daß er in diesen Räumen Impulse empfangen hat, die für sein ganzes späteres Leben von entscheidender Bedeutung waren.

Ueber die Universitätszeit Hase's (er studirte in Jena und Helmstedt) ist mir wenig bekannt. In Helmstedt, wo man auf seine hervorragenden Talente aufmerksam geworden war, soll man ihn an die Universität zu fesseln gesucht haben. Allein in Hase war die Sehnsucht erwacht, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Wie einst Winkelmann nicht geruht hatte, bis es ihm gelungen war, den klassischen Boden Italiens, das Ziel jahrelanger Sehnsucht, zu betreten, so trieb es Hase mit unwiderstehlicher Gewalt nach Frankreich, für das er von früh an eine große Vorliebe gefaßt hatte. Mit geringer Baarschaft und Ueberwindung mancher Fährlichkeiten legte er die weite Wegesstrecke zu Fuße zurück und langte am 18. Oktober des Jahres 1801 glücklich in Paris an. Wir wollen es nicht bedauern, daß es den Bemühungen seiner Freunde nicht gelungen war, ihn an Deutschland zu fesseln; denn wenn auch ein großer Theil seiner Thätigkeit Frankreich allein zu Gute gekommen ist, so hat er doch in der einflußreichen Stellung, zu der er sich in

Paris von Stufe zu Stufe emporarbeitete, der deutschen Wissenschaft ungleich mehr genützt, als er es auf einem Katheder unserer Hochschulen zu thun vermocht hätte. Die erste Zeit seines Aufenthaltes in Paris war eine äußerst sorgenvolle. Aber das wahre Talent zeigt sich auch in der Leichtigkeit, mit der es sich über Entbehrungen tröstet und in der Elasticität und Geschicklichkeit, mit der es Schwierigkeiten hinwegräumt und günstige Fügungen zu nützen versteht. Der junge Mann, der in dürftiger Kleidung und fast von Geld entblößt nach Paris gekommen war, der sich mit dem Gedanken vertraut machte, zur Muskete zu greifen, um der drückenden Noth zu entgehen, war bereits nach wenigen Jahren in Paris eine Celebrität, die selbst die Augen der Mächtigen auf sich zog. Vor Allem war ihm seine eminente Sprachkenntniß, die sich auch auf Arabisch und Neugriechisch erstreckte, förderlich. Ein arabischer Gruß, den er einem vorübergehenden Mamelucken Napoleon's zurief, war merkwürdigerweise die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit Villoison, in dem er bald einen gütigen Beschützer und warmen Fürsprecher gewonnen hatte. Man bewunderte in ihm nicht bloß den Reichthum und die Vielseitigkeit seines Wissens, sondern fühlte sich auch durch die Feinheit seiner Beobachtungen, die er in einer von Geist und Witz sprudelnden Unterhaltung mitzutheilen verstand, auf das angenehmste gefesselt, und die letztere Eigenschaft war es wohl vorzüglich, die ihm in Paris die Wege ebnete und es bewirkte, daß er sich in so überraschend kurzer Zeit Ruf und Namen erwarb.

Hase hat das Wohlwollen, mit dem man ihm in Frankreich begegnet ist, reichlich durch treue Dienste vergolten. Seine Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf drei Gebiete. Zunächst wirkte er als Docent an verschiedenen Anstalten und in verschiedenen Fächern. Er lehrte Paläographie und Neugriechisch an der Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen, er bekleidete die Professur der deutschen Sprache und Literatur an der polytechnischen Schule, er hielt Vorlesungen über vergleichende Grammatik an der Sorbonne. Darf man nach den Reden schließen, die die Vertreter dieser Institute am Grabe von Hase gehalten haben, so war seine Wirksamkeit eine außerordentlich weitgreifende und fruchtbringende, darf ich dem glauben, was mir von einem deutschen Gelehrten, der lange

in Paris neben Hase thätig war, mitgetheilt ist, so war sie noch bedeutender, als man in Frankreich glaubt. In's Besondere wurde die Hebung des Studiums der griechischen Literatur, von der Hase ein ebenso großer Freund als Kenner war, ihm zum Verdienste angerechnet.

Während diese Seite seines Wirkens besonders Frankreich zu Gute kam, machte er sich durch seine schriftstellerischen Leistungen und seine Thätigkeit als Bibliothekar auch um das Ausland und besonders um Deutschland hoch verdient. Die Zahl seiner literarischen Arbeiten ist im Verhältniß zu seinem langen Leben und seiner bis in das höchste Alter rüstigen Kraft keine große; aber dafür zeichnen sie sich durch seltene Gediegenheit aus und bekunden nicht blos den gelehrten, scharfsinnigen Forscher, sondern auch den geschmackvollen Schriftsteller, der den strengen Anforderungen, die man in Frankreich an die Form stellt, in jeder Beziehung gerecht zu werden verstand. Die höchste Ehre des französischen Gelehrten, die Aufnahme in die Akademie, wurde ihm daher frühzeitig zu Theil; er gehörte derselben 40 Jahre als Mitglied an. Eine seiner bedeutenderen Arbeiten, die Ausgabe und lateinische Uebersetzung des Leo Diaconus, die im Jahr 1819 erschien, hat er nicht verfehlt, unserm Gymnasium zu übersenden. Auf dem Titelblatt stehen die Worte: Der Büchersammlung des Großherzogl. Gymnasiums in Weimar mit zärtlicher Erinnerung an frühere Bildung und Pflege dankbar von dem Verfasser.

Bei weitem wichtiger und erfolgreicher indeß war seine Thätigkeit an der Pariser Bibliothek. Er schreibt darüber im Jahr 1805 an einen Freund in Heidelberg: Acht bis zehn tausend Handschriften, die gesichtet, geordnet, beschrieben sein wollen, halten mich so in Athem, daß ich bis jetzt kaum daran habe denken können, der deutschen Leserwelt als Sonne aufzugehen; nobis inglorius labor. Diese Arbeit, die ihn mit dem Reichthum der Bibliothek auf das Genaueste bekannt machte, war keine ruhmlose. Sie war es, die seinem Namen zuerst über die Grenzen Frankreichs hinaus Anerkennung verschaffte, und die bedeutendsten Gelehrten Europa's zu seinen dankbaren Schuldnern machte. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind längst bekannt, aber sie im Großen zu überblicken, und

sie in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen, vermag man erst, wenn man die 43 Jahrgänge seiner literarischen Korrespondenz durchmustert hat, in denen die Dokumente seiner großartigen Thätigkeit enthalten sind. Er hat diese Korrespondenz sorgfältig aufbewahrt, er hat sie mit der Genauigkeit und dem Fleiß des Bibliothekars gesichtet, numerirt und nach Jahrgängen geordnet. Wie sollte er auch nicht auf sie Werth legen? Sie giebt mehr, wie sonst Etwas, Zeugniß von der uneigennützigen Arbeit seines Lebens, sie enthält die schönste Anerkennung, die ihm geworden, den Dank unzähliger bedeutender Männer, sie ist — und diese Wahrnehmung erfreut uns ganz besonders — der unwiderlegliche Beweis, daß er ungeachtet seiner Vorliebe für Frankreich, ungeachtet seiner Dankbarkeit gegen die zahllosen Beweise des Wohlwollens, das er in seinem zweiten Vaterlande gefunden, niemals aufgehört hat, für sein erstes Vaterland warm zu empfinden und ihm aus allen Kräften, oft mit großen Opfern an Zeit und Geld zu dienen. Ich brauche nicht zu befürchten, daß meine Rede einen zu panegyrischen Flug nimmt, wenn ich sage, daß diese Korrespondenz das schönste Denkmal einer Gelehrtenwirksamkeit ist. Ich will nicht von ihrer Ausdehnung und ihrem Umfange sprechen; denn diese Briefe sind aus allen Ländern zu ihm gekommen und in allen Zungen geschrieben. Ich beschränke mich auf Deutschland. Ich wüßte keinen namhaften Gelehrten, wenigstens so weit die mehr historischen Disciplinen in Betracht kommen, der nicht mit Hase in Briefwechsel gestanden und der ihm nicht für einen oder den andern Dienst seine Erkenntlichkeit ausgesprochen hätte. Eine nicht kleine Zahl dieser Briefe sind Empfehlungsbriefe für jüngere Männer, die Paris aufsuchten, um zu den dort aufgehäuften literarischen Schätzen Zugang zu erhalten und selten fehlt in späteren Briefen der Dank für die gütige Aufnahme, die Hase den an ihn Empfohlenen zu Theil werden ließ. In der That war Hase der Vertreter deutscher Gelehrsamkeit in Paris auch insofern, als er alle, die im Interesse derselben dorthin gekommen waren, durch seinen gewichtigen Rath und seine warme Empfehlung zu der Erreichung ihrer Wünsche zu verhelfen suchte. Aber weit größer, als die Zahl der Briefe, deren Zweck es ist, jüngeren Talenten ihre Bahn zu eröffnen, ist die Anzahl derjenigen, in denen bereits be-

währte Forscher sich an Hase um irgend welche Förderung ihrer wissenschaftlichen Zwecke wenden. Bald sind es Abschriften, die sie verlangen, bald sind es Notizen über Werth und Alter der Handschriften, bald sind es Nachweisungen über historische Quellen. Nur ein Mann von so viel Arbeitskraft und Fleiß vermochte neben seinen vielfachen sonstigen Obliegenheiten so vielen und so verschiedenartigen Anmuthungen mit so viel Bereitwilligkeit zu entsprechen. Kaum ein bedeutendes Unternehmen auf historisch-philologischem Gebiete dürfte sich nennen lassen, bei dem nicht Hase durch Rath und That sich hülfreich erwiesen und zu dessen Gunsten er nicht die reichen Hülfsmittel der Pariser Bibliothek zugänglich zu machen gesucht hätte. Als Böck seine folgenreiche Herausgabe der griechischen Inschriften begann, war es Hase, der ihm in der Herbeischaffung des Materials behülflich war, als Niebuhr den Entschluß faßte, die Geschichtsschreiber der byzantinischen Zeit zu ediren, suchte er für das Unternehmen die Mitwirkung Hase's zu gewinnen, den er in allen philologischen Dingen für eine sehr große, in Betreff der byzantinischen Zeit für die einzige Autorität erklärte, als Alexander v. Humboldt sich in Paris aufhielt, fand er in Hase einen allzeit bereiten und kundigen Rathgeber, so oft er über Gegenstände des klassischen Alterthums des Rathes bedurfte, als Leopold v. Ranke sich anschickte, seine unsterblichen Geschichtswerke zu schreiben, wandte er sich mit der Bescheidenheit eines noch namenlosen Gelehrten an Hase, um durch ihn die Wege zu erkunden, die er zur Erlangung seines historischen Materials einzuschlagen habe und Hase war es, der ihm den Rath gab, selbst nach Paris zu gehen und unter seiner Führung den Quellen nachzuspüren. Ich könnte lange mit solchen Aufzählungen fortfahren, wenn ich mehr als Andeutungen über den Reichthum dieses Briefwechsels zu geben beabsichtigte. Leider besitzen wir nicht die Kopien von den Antworten Hase's, die erhalten sein sollen, und die vielleicht auf seine Bereitwilligkeit zu helfen und sein freundliches Entgegenkommen ein noch helleres Licht werfen würden.

Hase hat mehr als 60 Jahre der Pariser Bibliothek angehört und welche 60 Jahre. Er sah Throne errichten und Throne stürzen, er sah Krieg das Land überschwemmen und Revolutionen viele

Male die Straßen von Paris mit Blut färben. Hase führte kein politisches Leben. Er genoß das Vorrecht des fremden Gelehrten, der, ohne ein theilnahmloser Zuschauer zu sein, sich von den Stürmen der Parteikämpfe fern hielt. Alle Dynastien haben ihn geehrt und seine Dienste anerkannt. Wie die Königin Hortense ihn über die Erziehung des jetzigen Kaisers der Franzosen zu Rathe zog, so wählte Louis Philipp ihn für seine Söhne zum Begleiter nach Algerien. Dem Fremden konnte man nicht verargen, was für den Einheimischen vielleicht anstößig gewesen wäre; er nahm, wie er sagte, die Thatsachen an und verfolgte, wie immer die Lage der Dinge sein mochte, seine Pläne, die außerhalb des Bereichs aller Politik lagen. Mochte seine geliebte Bibliothek auch sechsmal den Namen wechseln und bald die Bibliothek der Nation, bald die kaiserliche, bald die königliche heißen, ihm blieb sie dieselbe; sein Sinnen und Trachten war den Schätzen zugewandt, die sie in ihrem Innern birgt und die für die wissenschaftliche Welt Europa's flüssig zu machen sein Streben und sein Ruhm war.

Hase hatte das Glück sich nicht zu überleben. Dieselbe geistige Frische, die man an dem Greise vor 6 Jahren in Jena bewunderte, soll er sich fast bis zu seinem Tode bewahrt haben. Die Arbeit war ihm Bedürfniß, sein Wahlspruch war das Wort des Seneca, das nun auf seinem Grabmonument steht, vita sine litteris mors est. Kaum noch einige Stunden, heißt es in einer der an seinem Grabe gehaltenen Reden, trennten ihn von dem Augenblicke des Scheidens, und noch weigerte er sich seinen Arbeitstisch zu verlassen. Er zwang sich, obwohl sein Blick schon trübe war, die letzte Lektüre fortzusetzen, und mit zitternder Hand die Feder zu lenken, die ihm den Dienst versagte. Er ist gestorben, wie er gelebt hat, arbeitend und seine letzten Augenblicke haben den Charakter seines ganzen Lebens bestätigt.

Die Zeit ist nicht fern, wo ein in Paris lebender deutscher Gelehrter ein anschauliches Bild von Hase's Wirken in Frankreich entwerfen wird. Seine geschickte und kundige Feder wird uns nicht blos den Gelehrten, sondern auch den Menschen schildern, über den ein genaues Urtheil zu fällen, ihm eine langjährige Bekanntschaft gestattet. Kaum aber dürfte es ehrenvoller lauten können, als das

von Hase's Pariser Kollegen, von denen der eine seine Rede am Grabe mit den Worten schließt: am Rande eines Grabes fühlt man sich mehr berechtigt, von gelehrtem Wissen zu reden, wenn es mit Güte des Herzens verbunden war, und wenn mit dem Glanz, den es hienieden hatte, sich ein Reflex jenes reineren Lichtes verband, das vom Himmel herabstrahlt. —

Das Wirken bedeutender Männer hört nicht mit dem Grabe auf. Sie leben fort nicht blos durch das, was sie geschaffen, sondern auch durch die Nacheiferung, zu der sie entflammen. Wohlan, so wollen wir dem Geschiedenen nacheifern in Fleiß, Tüchtigkeit und Wohlwollen und wollen in dankbarer Erinnerung an die Dienste, die er unserm Lande geleistet hat und an die freundliche Gesinnung, die er gegen unsere Schule bethätigt hat, ihm nachrufen: have anima candida, terra tibi levis sit!

Aus:

Elisabeth von Thüringen.

Geschichtliche Novelle in Versen

von

Ludwig Stiebritz.

Die Wartburg.

Sei mir gegrüßt, du hellster Edelstein
In meines schönen Vaterland's Geschmeide!
Ja, Gruß dir, Wartburg, heil'ger Ehrenschrein,
Und deutscher Thatkraft Stolz und Augenweide!
Wie strebt an dir, du herrliches Gebäu,
Mein Blick empor und schweift um deine Zinnen,
Und haftet am Geschauten stets auf's Neu',
Als fürchtet' er, du könnt'st in Duft zerrinnen,
Bevor er noch des Schauens Drang gestillt,
Von dir errungen sich ein bleibend Bild! —
Zerrinnen? Trotzten nicht die starken Mauern
Jahrhunderten in ungeschwächter Kraft?
Sie werden noch Aeonen überdauern!
Denn nicht gelingt's der Zeit, wie reg' sie schafft,
Was Menschen schufen, mählich zu zerstören,
An diesem Bau' der Siege Zahl zu mehren! —
Ja, hier bewährt sich nicht ihr alter Ruhm:
Ein Schirmherr wacht ob diesem Heiligthum',

Beseelt vom hohen Geiste seiner Ahnen,
Begeistert von der Kunst beredtem Mahnen!
Und er gebot: „Mit deinem Werk halt' ein,
Vernichterin! Du sollst in diesen Hallen,
Um dieses Haus nicht mehr nun feindlich wallen!" —
Und sieh', es fügte neu sich Stein an Stein,
Wo schon die Unermüdliche gewaltet —
Die alte Herrlichkeit ist neu entfaltet! —

Ja, welche Vorzeit hast du, Fels, gesehn!
„Wart', Berg, auf dir soll eine Burg mir steh'n!"
Wie hat sich, Ludwig, gut bewährt dein Spruch!
Traun, eine Feste brachtest du in Fug,
Wie keine Zweite rings in deutschen Gauen
So an Erinnerungen reich zu schauen. —
O welchen ruhmeswürdigen Gestalten,
Die männlich ihren Schild ob dir gehalten,
Warst Heimath du in längstverklung'nen Tagen!
Wo höb' ich an, zu singen und zu sagen,
Sowie es, ehr'ner Landgraf, dir gebührt,
Seitdem dich zu des Mahners Hammerschlägen
Dein irrer Fuß in Ruhla's Wald geführt?
Wie müßt' ich reichen, blüh'nden Liedessegen
Dir, edler Hermann, spenden für die Huld,
Die du der Kunst des Sanges stets gewährt!
Wie preis' ich dich genug, der du die Schuld
Des Vaters trugst als brennendrothes Mal,
Dich, den der Schmerz der Mutterlieb' versehrt?
Wie preis' ich es, wie du mit scharfem Stahl'
Dein Land vom dräu'nden Kaiserheer befreit,
Das du zur Nimmerwiederkehr zerstreut?
Und dir, o Luther, der du hier den Quell
Des Lebens, welcher nie versiegt, erschlossen,
Wie säng' ich würdig dir, ob noch so hell
Und rauschend sich mein Liedesstrom ergossen?! —
Doch still, es schwingen aus dem Thal' empor

Mit einem Mal' sich dumpfe Glockenklänge —
Wie fluthet's dort aus Eisenach hervor:
Im Festesschmuck' welch fröhliches Gedränge!
Jetzt ordnet sich's am Weg' zu beiden Seiten —
Noch ist ja Nichts zu schau'n — was soll's bedeuten? —

Wie Ludwig mit Elisabeth vermählt ward.

Noch immer läutet's feierlich;
Das Glöcklein der Kapelle droben
Hat auch die Stimme mit erhoben,
Und sieh', das Burgthor öffnet sich:
Es wallt heraus jetzt Paar und Paar —
Zuvörderst eine reis'ge Schaar,
Die Eisenhauben grün geziert,
Und Wehr und Waffen blank polirt.
Daß es in ernsten Strauß nicht geht,
Mit klarer Schrift geschrieben steht
In Aller Blicken, Aller Zügen,
So keck sie auch die Häupter wiegen.
Nach ihnen mit gemessnem Schritt
Hervor der Pater Beicht'ger tritt,
Ein Franziskaner, grau und alt,
Und keine festliche Gestalt;
Zur Seiten ihm die beiden Knaben,
So ihm bei'm Amt' zu dienen haben.
Doch jetzt, die Wimpern fromm gesenkt,
Und von zwei edeln Herrn geleitet,
Gar sittig eine Jungfrau schreitet,
Mit Anmuth überreich beschenkt,
Und Jugendreiz von Gottes Güte.
Die Myrte ziert in keuscher Blüthe
Das Haar der wunderholden Maid,
Die einem lichten Engel gleich
In ihrem schimmerndweißen Kleid',
Um das in dichten Falten weich

Ein köstliches Geweb' sich schmiegt,
Den braunen Locken eingefügt.
In zweier Damen Mitte naht,
Ihr folgend, sich dem Felsenpfad'
Der stattlich schöne Bräutigam,
Von dessen blüh'ndem Angesicht'
Auch nimmer noch das holde Licht
Der Jugendrosen Abschied nahm.
Elisabeth, die zücht'ge Braut,
Hat einst im fernen Ungarland'
Des ersten Tages Strahl geschaut,
Zu Presburg an der Donau Strand'.
Sie, Herrn Andreas Töchterlein
Ward in der Wiege Silberschrein,
Schon dem Verlobten zugesandt.
In Hermann's und Sophien's Hut
Der Kindheit süßer Traum ihr schwand,
Erblühte sie so fromm und gut. —
Nun vierzehn Mal der Frühling sich
Dort auf der Wartburg ihr erneut —
Der edle Hermann längst verblich —
Ist heut' Herr Ludwig froh bereit,
Der Herzen längst geschloss'nen Bund
Geweiht zu seh'n durch Priesters Mund. —
Das ist ein Held, der junge Graf!
Kaum er den Ritterschlag empfing,
Er kühn den Bann zu lösen ging,
Der seinen edlen Vater traf!
Ei, wie erschrak die Klerisei
Von Mainz und gab den Todten frei! —
Doch jetzt genug von seinem Preis',
So viel mein Lied davon noch weiß!
Es zieht der Brautzug sonst von dannen
Den ich in meinen Sang muß bannen.
Und traun an solchem Festtag' ziemt
Es sich, daß man die Sterne rühmt,

Die um die beiden Sonnen heut'
Im hellsten Glanze sich gereiht.
Das ist ein Leuchten und ein Blitzen
Von Diamanten und Rubinen,
Man möchte schier die Augen schützen,
Bricht sich der Sonne Schein in ihnen.
Ward doch der Kranz der Ritterschaft
Geladen mit den edlen Frau'n
Im weiten Rund' aus allen Gau'n,
Und Jeder hat die schwere Haft
Der Rüstung jetzt zum Brautgeleite
Mit Sammt vertauscht und stolzer Seide.
So wie für Ritter sich's gebührt,
Jedweder seine Dame führt,
Und wollt' ich von der Pracht erzählen
In der die Damen Alle strahlen,
Nur Schattenbilder würd' ich malen,
Mir würden oft die Farben fehlen.
Und wollt' ich auch den Pinsel tauchen
In lichte Gluth — von schönen Augen,
Von Rosenwangen und dergleichen
Säng' ich am End' — d'rum will ich schweigen. —
Jetzt langt der Zug am Stadtthor' an,
Und drunten ist der ganze Plan
Mit buntem Volke dicht besä't,
Das stumm und ehrerbietig steht.
Erst, wenn die Feier ist vorbei,
Ertönen darf des Jubels Schrei,
Also der strenge Rath befahl.
Wie sind die Straßen allzumal,
Durch die zu Sankt Georgs Portal
Der blumenbunte Weg sich dehnt,
Von Ehrenpforten ohne Zahl
Und von Guirlanden reich verschönt.
Auch in der Kirche das Altar
Stellt einer Laube gleich sich dar.

Es harrt des Sprengels Bischof schon,
Zu segnen, wenn der Orgel Ton
Verhallt, das edle, junge Paar.
Und als auf ewig er verbunden
Die Herzen, die sich längst gefunden,
Erklingt die Messe hell und klar,
Indeß die Beiden andachtsvoll
Gott weihen heißen Dankeszoll,
Bis sie des Priesters „Ite" mahnt,
Sich von den Polstern zu erheben.
Mit Mühe durch das rege Leben,
Das auf dem Markte wogend weilt,
Die reis'ge Schaar den Weg sich bahnt.
Doch endlich es sich willig theilt,
Dem prächt'gen Zuge Raum zu lassen,
Der wieder durch dieselben Straßen
Zurückkehrt in das hohe Schloß.
Nun aber bricht der Jubel los,
Das Lebehoch will nimmer enden,
Es schwanken hoch in tausend Händen
Die Hüte, Mützen hin und her,
Freut doch das Volk sich gar zu sehr!
Und als der Zug im Thor' verschwindet,
Da kommen dichte Menschenwogen
In Eile hintennach gezogen,
Und wer nur Raum im Burghof' findet,
Der drängt hinein, zu schau'n, zu hören,
Und wie die Bienen heimzukehren,
Zu spenden mit beredtem Munde
Den Honig wundersamer Kunde.
Wir aber treten in den Saal,
Darin bereit das Hochzeitmahl.
Schon haben sich die werthen Gäste
Geschaart um Bräutigam und Braut,
Empfangen von Drommetenlaut,
Und schmausen fröhlich auf das Beste.

Die Bläser, Pfeifer, die im Land'
Am Ehrenvollsten rings bekannt,
Sie musiciren lustig d'rein
Mit ihren schönsten Melodei'n,
Und lassen Tusch auf Tusch entrollen,
Sobald ein Trinkspruch hell erschollen. —
Auch fehlt der edle Sänger nicht,
Der um der Myrte grünen Kranz
Des Liedes rothe Rosen flicht,
Und der in zauberhaftem Glanz'
Die alte Zeit erstehen heißt,
Den Ruhm der Wartburgsveste preist.
Herr Ludwig lauscht gerührt dem Lied;
Die junge Herrin, hocherglüht,
Kann wehren nicht den hellen Zähren,
Die ihre Blicke hold verklären.
Und als verklungen ist der Sang,
Da zögert auch sie nimmer lang':
Den Goldpokal, der vor ihr steht,
Füllt an sie mit dem besten Wein,
Und hin zum Sänger selbst sie geht:
„Er lab' Euch und soll Euer sein,
Zum Angedenken nehm't ihn an,
Weil Euer Lied mir wohlgethan!" —
Und als den Dank er stammeln will,
So deutet sie nach oben still,
Und fromm die Hände d'rauf sie faltet —
Gar heil'ge Ruh' im Saale waltet. —
Herr Ludwig, der sich schon erhoben,
Den jungen Meister auch zu loben,
Umschlingt die Braut mit seinem Arm',
Und preßt sie an sich liebewarm.
Es suchen Beider Blicke sich,
Und grüßen sich gar inniglich.
„Wie Ihr's verdient, kann ich nicht lohnen,
Mag Euer Lohn im Herzen wohnen!"

So spricht, dem Meister zugewandt,
Der Graf und reicht ihm seine Hand.
„Wenn's Euch gefällt, so mögt Ihr weilen,
Und meiner Gäste Freuden theilen! —
Vielwerthe Damen, edle Herrn,
Der Abend ist nicht mehr zu fern!
Wenn Euch des Reigens Lust genehm,
Wär' jetzt die Zeit dazu bequem!
Und morgen mag der Waffen Scherz
Erfreuen jedes Ritterherz!
Ich nehme selbst mit Theil am Stechen,
Möcht' wieder eine Lanze brechen. —

Auf dem Söller.

Wohl könnt' ich singen Viel und sagen,
Was bei'm Turnei sich zugetragen.
Wohl könnt' ich mit den hellsten Weisen
Die schönen Frau'n und Fräulein preisen,
Die auf den prächtigen Balkonen
Man sah, wie Blumenbeete, thronen,
Und wie sie mit den zarten Händen
Die Schärpen und die Tücher schwangen,
Den Siegern Beifallsgruß zu spenden,
Wann schmetternd die Trompeten klangen.
Wohl könnte rühmen auch mein Sang
Jedweden Dank, den um die Brust
Des Siegers Gräfin Agnes schlang,
Sich ihres Zaubers wohl bewußt.
Doch zürnte mir, wenn ich es thät',
Gewiß darob Elisabeth,
Der solch ein prunkhaft Ritterspiel
Nur eine kurze Frist gefiel,
So wie sie nimmer lang' Behagen
Am Reigen fand und an Gelagen,
Und heiß herbei die Stunde sehnte,

Wann nicht des Festes Braus mehr tönte.
Ihr schien verloren all' die Zeit,
Die sie nicht dem Gemahl geweiht,
Dem oft sie wohl mit Kuß und Blick
Bezeugt ihr höchstes Erdenglück,
Doch nimmer, nimmer noch genug,
Wann sie ihr Herz, das laute, frug.
So oft die Sitt' es nur erlaubte,
Sie den Gemahl den Gästen raubte,
Sich ohne Zeugen, ganz allein
Des Heißgeliebten zu erfreu'n,
Und ihm mit Auge, Hand und Mund
Von Neuem wieder zu verkünden
Wie auf dem weiten Erdenrund'
Kein seligeres Weib zu finden! —
So flüsterte sie beim Turnier
Ihm zu: „O komm, o komm mit mir,
Vom Söller in das Thal zu schau'n,
Hinunter auf die Frühlingsau'n." —
Sie standen in die Pracht verloren,
Die rings der junge Mai geboren,
Und schwiegen erst geraume Zeit,
Bis sie vom holden Bann befreit,
In den der Zauber sie geschlagen.
Gleich stillen See'n die Herzen lagen,
Auf deren Fläche glatt und rein
Herniederfließt der Sonnenschein,
Daß sich die Wasser nimmer rühren,
Der Sonne Kuß recht tief zu spüren.
„„O Lisbeth, dieser lichte Tag
Ein Spiegel sei für unser Leben!""
So Ludwig, sie umfassend, sprach.
„„Laß uns, wie er, so segnend streben!
Sieh' hin nur, wie er webt und schafft
Mit nimmermüder, heil'ger Kraft
Am Schmuck' der schönen Lenzeswelt!

Gott hat darum uns hochgestellt,
Auf daß wir hier in seinem Tempel
An ihm uns nähmen ein Exempel,
Die Blüthen „Menschenglück und Frieden"
Auch zu entfalten und zu hüten!
Ja, darum ist des Fürsten Loos
So schön, so herrlich und so groß,
Weil er, wie Gott gebeut, kann wirken
In eines weiten Raums Bezirken.
O selig, daß mit solcher Macht
Die Fürsehung uns hat bedacht!
Ich hab' es nie so tief empfunden,
Als seit auf ewig wir verbunden.
Nicht darf ich, Lisbeth, fragen Dich,
Ob Du zu uns'res Landes Heil'
Willst zollen Deiner Sorge Theil!
Dich bitten müßt' ich: Lehre mich
Du selbst, o Herrliche, regieren,
Mit milder Hand den Zügel führen!"" —
„Nicht also, Lieber, sprich so nicht!"
Rief mit erglüh'ndem Angesicht'
Elisabeth. „Du weißt, wie arm
Ich gegen Dich, Du Hoher, bin:
Es schlägt Gott' und dem Heiland' warm
Mein Herz, und — theurer Bruder — Dir!
Ist das genug?" — „„Welch ein Gewinn,
Daß so den Thron Du theilst mit mir!
Was ist der schönste Diamant
In einer Fürstin Ehrenkrone?
Das ist der Sinn, der zugewandt
Dem Vater und dem ein'gen Sohne!
O wenn uns nur durch Gottes Huld
Ein langer Werketag beschieden:
Nicht trüben soll durch unsre Schuld
Sich dieses schönen Landes Frieden!
Blick' über Dich, welch reines Blau!

Kein Wölkchen in der Runde, schau':
Als gutes Zeichen nehm' ich's an,
Daß heiter unsre Pilgerbahn,
Und daß die Wetter in der Ferne
Uns nie umdüstern unsre Sterne!"" —
Sie kos'ten noch gar lange Frist,
Und hatten nicht des Himmels Acht,
An dem die Sonne ging zu Rüst',
Und wie im Osten Wolkennacht
Sich hoch und immer höher ballte,
Sie träumten ja so süß, wie nie! —
Erst als ein dumpfer Donner hallte,
Da kehrten auf die Erde sie
Zurück aus ihren Himmelshöh'n,
Erschreckt vom dräuenden Getön'.
Und nach dem Rollen wandten schnell
Sich ihre Blicke, denen grell
Entgegen zuckte fahler Schein. —
„„Folg' zu den Gästen mir hinein!""
So mahnte Ludwig die Erbleichte,
Die matt an seine Schulter neigte
Das Haupt, indeß ihr Busen bebte,
Wie wenn er frei zu werden strebte
Von schwerer Last! „„Was ist Dir nur?
Sahst Du den Kampf in der Natur
Noch nie, daß so vor ihm Du zagst?"" —
„Gedenk' der Worte, die Du sprachst" —
So hauchte sie mit einem Strom'
Von Zähren — „„Schwester! Heißt das fromm
Auf Gott vertrau'n?! In seiner Hut
Auch unser Schicksal, Theure, ruht! —
Sieh' nochmals hin! Dein Schreckbild flieht,
Das Wetter fernab wieder zieht!
Du hast umsonst Dich nun gegrämt —
Und gleich bekenne mir's beschämt!"" —
Wohl stand sie lächelnd unter Thränen,

Und sah die Wolken fort sich dehnen,
Doch sprach sie mit verschlung'nen Händen:
„Der Herr woll' Alles gnädig wenden!
Und laß es nicht bedeutsam sein!" —
Kopfschüttelnd sah Herr Ludwig d'rein
Und frug: „„Wie, Geisterseherin,
So bleibst Du doch bei Deinem Sinn'?
Komm' mit, Frau Musikam zu hören,
Sie wird am Eh'sten Dich bekehren!"" —

Ein Herz und eine Seele.

Ist jedes jungen Sängers Brust,
In der die Lieb' des Liedes Lust
Geweckt', ein knospenreicher Hag,
D'rin sich entfaltet Tag für Tag
Ein Liebesröslein oder zwei —
Wer möchte, daß dem nicht so sei?
Wer gönnt dem Sänger nicht, daß er
Den holden Traum sich schöner schmückt,
Daß laut er jauchzt, wie er beglückt —
Wer weiß, wie bald er's nimmer mehr! —
Die junge Lieb' ist edler Wein,
Der Jeden, der ihn trinkt, begeistert,
Sich der Gedanken rasch bemeistert,
Daß sie der Lieb' sich weih'n allein! —
Und doch ist sie ein Werden nur,
Ein Wandeln in des Hoffens Spur.
Sie treibt auf weitem Ozean'
Von Wünschen, und zum fernen Port'
Hin strebt ihr Steuer fort und fort,
Ob stürmisch oder glatt die Bahn.
Sie ist ein Sehnen ungestillt,
Bis endlich — endlich sich's erfüllt!
Und dann, wann, angelangt am Strand',
Sie tritt an's hochgepries'ne Land —

Beglückt, wenn nicht zerrinnt ihr Wahn
Und sie erreicht — ein Kanaan!
Doch ach, wie oft ist Wüstenöde
Das Ufer, das sie heiß erflehte,
Wo bald der heiße Sonnenstrahl
Die Blüthen tödtet allzumal,
Daß nur die Dornen an den Zweigen
Entschwund'ne Rosenpracht bezeugen.
Die aber schon so schnell zusammen
Gesunken, waren's heil'ge Flammen?
Wenn Gottes Odem sie genährt,
Hätt' er dem Sinken wohl gewehrt!
Ja, der entfacht zu hell'rer Gluth
Die Flammen, die in seiner Hut,
Und Liebe, die sich treu bewährt,
Wird mehr und mehr durch sich verklärt:
Sie schafft sich erst das Paradies,
Das oft das Sehnen jubelnd pries,
Ein Eden, das der Wolken Schaar
Feindsel'ger Leidenschaften baar,
Ein sonn'ges friedliches Idyll,
Darinnen, sich genügend, still
Die Liebe lebt ihr wahres Leben,
Die Liebe strebt ihr schönstes Streben!
O, wer nur einmal ihn geträumt
Den süßen Traum von solchen Tagen,
Und ob er noch so kurz gesäumt —
Fühlt der sein Herz nicht höher schlagen,
Gedenkt er seiner Ideale —
Wenn auch an kaltem Todtenmale?
Wohl ist's ein schmerzliches Beginnen,
So lichten Bildern nachzusinnen —
Und dennoch kann er nimmer flieh'n,
Begrüßen sie verlockend ihn!
Wo auch, und wann sie sich entfalten,
Es bannt ein Zauber seinen Blick,

Und segnen muß er solches Glück —
So, wie — vor dieses Lied's Gestalten! —

Dort schreiten durch der Fluren Grün
Sie langsam in Gedanken hin.
Elisabeth, im schlichten Kleid'
Der Hausfrau sonder Glanz und Zier,
Giebt dem Gemahle das Geleit,
Der eben scheiden will von ihr.
In weiter Ferne folgt der Troß
Der Knechte mit des Grafen Roß'.
Gleichwie der Himmel über ihnen,
So heiter sind der Beiden Mienen.
Das Bangen, das in Trennungsstunden
Ein jedes Herz wohl schon empfunden,
Was je die Lieb' in sich gehegt, —
Ist ihnen nimmer aufgeprägt,
Und auch die fieberische Hast,
Sich von der Trennungsschmerzen Last
Durch tausend Worte zu befrei'n,
Gelübde, Schwüre zu erneu'n,
Und manches Weh und manches Ach
Zu wiederholen tausendfach —
Kurz, all' das ringende Gebahren
Ist nicht an ihnen zu gewahren.
Sie wandeln ruhig weiter fort,
Sie sprechen nicht ein einzig Wort,
Und können doch nach vielen Tagen
Erst sich „Willkommen" wieder sagen.
Das macht, es war die Lieb' der Beiden
Geläutert und erprobt im Leiden,
Sie ward zu keiner Frist entweiht
Von sündlichem Gedankenstreit.
Sie ward auf festen Glaubensgrund'
Gebaut, ein Tempel, himmelragend,
Und des Vertrauens Säulenrund,

Der Hoffnung hehre Wölbung tragend,
Ließ das Gebäude nie erschüttern,
Vor Zweifelstürmen nie erzittern.
„Noch bis zur Mark dort folge mir,
Sonst wird der Heimweg dir zu lang!
Und Lisbeth, ich gebiet' es dir:
Fein züg'le deines Sehnens Drang!
Ich reite nicht in ernsten Strauß,
Und kehre bald zu dir nach Haus!
D'rin walte du nach deiner Art,
Dann find' ich Alles wohlbewahrt!
Nun, lebe wohl, die Mannen kommen —
Wir haben Abschied ja genommen!" —
Und in den Sattel schwang er heiter
Sich, als ihn grüßten die Begleiter.
Ein stattlich Fähnlein, blank gerüstet,
Und Alle schienen keck gemeint
Zu rufen: „Komm heran, du Feind,
Wenn es nach Streichen dich gelüstet!"
Sie reicht' ihm noch einmal die Hand,
Und als die Schaar von dannen zog,
Noch lang' sie, nach ihr schauend, stand,
Bis um den Wald der Letzte bog,
„„Dir, Vater, dir befehl ich' ich ihn,
In Frieden lass' den Theuren zieh'n!""
So betete die holde Frau,
Den Blick gewandt zum Himmelsblau',
Deß reines, klares Spiegelbild
Ob ihrer Seele Lenzgefild'
Ein Ozean des Glücks sich dehnte, —
Mit allem Leid' sie längst versöhnte,
Das wie des Sturmes feindlich Wüthen,
Ihr brach der Jugendfreude Blüthen. —

Wohl lenkte sie zurück den Schritt
Nun, wie der theure Freund es wollte,

Doch wallt' im Geiste noch sie mit,
Nicht fürchtend, daß darob er grollte;
Stets in Gedanken ihm zur Seite,
Gab sie noch lang' ihm das Geleite!
War es ja doch derselbe Pfad,
Auf dem sie jüngst mit ihm gezogen,
Hin nach der fernen Vaterstadt,
Hin zu der heim'schen Donau Wogen.
Und eh' sie's ahnte, trug ihr Zelter,
Wie damals sie auf seinem Rücken,
Vorüber floh'n die Au'n, die Wälder,
Wie damals, ihren frohen Blicken.
Und was sie damals hoch entzückt,
Und wunderbar ihr Herz erhoben,
Das schaute wieder sie beglückt,
Von der Erinn'rung Glanz' umwoben.
Und wieder schritt an Ludwigs Hand
Sie durch das prächtige Portal
Der alten Königsburg und stand
Im hochgewölbten Pfeilersaal,
Und breitete die Arme wieder
Dem Vater sehnsuchtsvoll entgegen,
Und sank zu seinen Füßen nieder,
Von Neuem fleh'nd um seinen Segen;
Und seiner inn'gen Lieb' Erguß
Vernahm sie wieder hell und laut,
Und seiner Lippen warmer Kuß
Die Stirn von Neuem ihr bethaut';
Und wieder fühlte sie sein Herz
So voll an ihrem Busen schlagen,
Als wollt' es all' den Trennungsschmerz,
Von dem die Lippe schwieg, ihr klagen!
Und sinnend blieb sie lange steh'n,
In solch' Gedenken ganz verloren —
Sie sah sich zu dem Grabe geh'n,
Darin die schlief, die sie geboren;

Sie sah sich auf den Knieen liegen
An der für sie so heil'gen Stätte,
Das Haupt an's kalte Gitter schmiegen
In heißem, brünstigem Gebete. —
Sie sah sich wieder in dem Kreis'
Der stolzen, funkelnden Magnaten,
Beschämt von all' dem Lob' und Preis',
Mit dem sie ihr entgegentraten.
Doch sah von Neuem sie erfreut,
Wie jene Trotz'gen es bezeugten,
Daß sie vor Ludwigs Herrlichkeit
Doch unverhohlen tief sich beugten.
Und wieder taucht' in ihr empor
Der wandernden Zigeuner Chor,
All' die Gestalten wild und kühn,
Mit ihrer Augen dunklem Glüh'n,
Und wieder klangen ihr im Ohr
Die wunderbaren Melodie'n,
Die bald sich jubelnd aufwärts schwangen,
Und bald in's Herz wie Klagen drangen,
Bald flüsterten, wie süßes Kosen,
Bald dröhnten, gleich wie Sturmestosen! —
Und wieder schaute sie — da weckte
Sie aus dem Sinnen nah'nder Tritt.
„Verzeiht, wenn Euch mein Kommen schreckte!
Was hemmte, Herrin, Euren Schritt?
O sagt mir, was Euch widerfuhr!" —
„„Nichts, Jutta! — Weilt ich dir zu lang?
Ward dir um mich, du Gute, bang?
Ich dacht' entschwund'ner Zeiten nur! —
Doch nun laß uns nicht länger säumen:
Ein reiches Tagwerk harrt ja mein,
Das, wenn mit Gott' es soll gedeih'n,
Mir nicht gestattet, süß zu träumen!
Mich straft zur Stunde schon genug
Das Wort des Herrn: „Wer an den Pflug

Die Hand gelegt und rückwärts blickt,
Ist nicht zum Gottesreich' geschickt!"
D'rum laß uns eilends fürbaß geh'n,
Damit der Sonne Segenslicht
Auch uns noch emsig möge seh'n
In der Erfüllung heil'ger Pflicht!"" —
Und kaum ein Stündlein noch verrann,
Da langten auf der Burg sie an,
Und hatten auch bereits erwogen,
Als sie des Weg's mitsammen zogen,
Was heute wohl zu Gottes Ehre
Von ihnen zu vollbringen wäre! —

Wie Elisabeth segnend waltete.

Wie könnt' ich dich genug erheben,
Du christlichfrommes Frauenherz,
Zumal dein tiefstes Miterbeben
Bei deines Nächsten Lust und Schmerz?
Wer hat wohl jemals es ergründet,
Welch eine heil'ge Liebesgluth
Der Gnade Strahl in dir entzündet,
Und sie beschirmt mit treuer Hut!
Wer könnt's in arme Worte fassen,
Wie sie nicht rasten mag, noch ruh'n,
Und selbst vom Schwersten nimmer lassen,
Und nimmer sich genug kann thun;
Wie sie das Auge hell erleuchtet,
Daß es, wenn auch von Thau befeuchtet,
Alsbald erkennt vor jedem Leid',
Welch eine Hülfe noth zur Zeit;
Wie sie den Fuß beschwingt zur Eile,
Wenn's fremde Noth zu lindern gilt,
Und jedes Zögern, jede Weile
Als sträfliche Versäumniß schilt;
Wie sie mit reichen Liebesspenden

Den Arm beschwert in freud'ger Hast,
Und dann gebeut: Mit raschen Händen
Vertheile die willkomm'ne Last,
Daß, eh' der Strom der Dankesworte
Noch der Beglückten Mund' entquillt,
Schon hinter dir sich schloß die Pforte
Des Elends, welches du gestillt! — —
So ist auch nimmer auszusagen
Die Lieb', Elisabeth, in dir,
Und dennoch will ich jetzt es wagen,
Dich laut zu preisen nach Gebühr!
Indeß, was zag' ich! Nimmer sinnen
Will ich erst auf den rechten Ton:
Er preist sich selbst all' dein Beginnen,
So schlicht ich's auch berichte, schon. —
Wo aber weilt sie, die wir meinen?
Sah sie, vorüberschreitend, nicht
Das Kind mit bleichem Angesicht',
Das noch am Burghofthore steht?
Vernahm sie nicht sein leises Weinen,
Das doch so herzerschütternd fleht?
Wohl hat sie's nimmer überhört,
Und wohl gewahrt des Kindes Harm:
Denn seht, schon jetzt sie wiederkehrt,
Und trägt ein Körblein an dem Arm,
Ein Körblein, das sie selbst gefüllt
Mit Brod' und Wein' und süßen Früchten,
Und naht der Kleinen nun, gewillt,
Den zagen Muth ihr aufzurichten.
Sie fragt sie auch nicht erst: „Woher?"
Ist doch das Kind ihr längst bekannt,
Nicht minder auch, was sein Begehr:
Sie faßt gar freundlich seine Hand,
Und wendet sonder Aufschub sich
Mit ihm hinunter nach der Stadt,
Und redet auf dem langen Pfad'

Mit ihm gar hold und inniglich
Von seinem kranken Mütterlein,
Und tröstet: „Bau' du nur auf Gott,
Der kennt auch deiner Mutter Noth,
Und will auch ihr ein Helfer sein!“ —
Und sieh', der edlen Fürstin Wort,
Das hat so wunderbaren Klang,
Daß aus des Kindes Brust sofort
Entweicht des heißen Schmerzes Drang,
Daß gläubig es in's Auge schaut
Der hohen Frau an seiner Seite,
Die ihm so lieb erscheint und traut,
Als wär' ein Engel sein Geleite.
Und als, nun angelangt, die Beiden
Durch die belebten Straßen schreiten,
Und Alles ehrerbietig grüßt,
Die Maid viel fester noch umschließt
Der Fürstin Hand, als sollten's Alle
Gewahren, daß mit ihr sie walle! —
Und wie die Blumen allzumal
Sich neigen nach der Sonne Strahl',
Sobald der junge Tag erstand,
So Aller Augen, wie gebannt,
Der Herrin folgen unverwandt,
Bis ihnen, wo die Straße mündet,
Das lichte, hehre Bild entschwindet.
Die Beiden aber wandern fort,
Vorüber an des Markts Gedränge,
Hinein in eines Gäßleins Enge,
D'rin laut bezeugt jedwedes Haus:
Hier geht die Noth nur ein und aus,
Hier tönt wohl selten frohes Wort!
Und in die letzte, kleinste Hütte,
Die einsam und verfallen ragt,
Tritt jetzt die Fürstin unverzagt,
Gebeugten Haupts mit leisem Schritte.

Das Mägdlein öffnet rasch die Thür
Zum düstern, niedrigen Gemach',
Darin die Kranke matt und schwach
Auf hartem Pfühl' gebettet liegt!
„Lieb Mütterlein, wen bring' ich dir?!"
So ruft das Kind und kosend schmiegt
Es sich an der Geliebten Wange.
Die Kranke richtet sich empor,
Und bei dem vollsten Ueberdrange
Der Freude quillt's wohl heiß hervor
Aus ihren Wimpern, doch sie kann
Kein einz'ges Wort des Grußes lallen!
Sie blickt die Fürstin lange, lange
Mit ehrfurchtsvollem Schweigen an,
Als säh' sie aus des Himmels Höhen
Jetzt einen Boten vor sich stehen!
Es reden nur die hellen Zähren
Die unaufhaltsam niederrollen,
Und ihres Busens mächt'ges Wallen.
„„Hab' selbst heut' nach Euch schauen wollen,""
Beginnt die hohe Frau gar mild,
„„Und forschen, ob in Eurem Leid',
Von dem Ihr heimgesucht zur Zeit,
Ihr des Erlösers theures Bild
Euch treulich vor das Auge stellt,
Und duldet, wie es ihm gefällt!""
Und was ein gläubig frommes Herz
Nur trösten mag in seinem Schmerz',
Das tönt als holde Friedenskunde
Jetzt aus der edlen Fürstin Munde.
Voll Andacht lauschen Weib und Kind;
Und, wie ein Sommerregen lind
Die matte, heiße Flur erquickt,
Mit frischem Glanz' sie wieder schmückt,
Und Blatt und Blüthen neu belebt:
So auch die Blume „Gottvertrauen"

Von Neuem in der Kranken Brust
Das tief gebeugte Haupt erhebt,
Und es entströmt dem Kelch', dem blauen
Der Odem neuer Lebenslust.
Es weckt die wunderbare Rede
Den Drang zum innigsten Gebete:
Fest in einander falten sich
Der Mutter, wie des Kindes Hände;
Zum Tempelraum' gestalten sich
Des düstern Zimmers kahle Wände,
Die Decke weicht — endlose Weiten
Sich leuchtend ob den Betern breiten,
Und in die Herzen fließt herein
Der Gnade Gruß wie Sonnenschein,
Es ist, als kläng's wie fernes Amen
Zu dem Gebet' in Jesu Namen.
Und während noch, in sich gekehrt,
Die Kranke lächelt, wie verklärt,
Und noch das Kind, in's Knie gesunken,
Die Mutter anschaut wonnetrunken,
Elisabeth mit sel'gem Blick'
Still scheidet von der Beiden Glück',
Und wie aus einem Gotteshaus'
Tritt auf die Straße sie heraus.
Sie will mit raschem Fuße — doch
Warum hemmt sie den Schritt erschreckt?
Warum so hastig sie bedeckt
Das Angesicht mit zartem Schleier?
Gar viel' Andächt'ge weilen noch,
Dicht um das kleine Haus geschaart,
Erhoben von der stillen Feier,
Die durch die Scheiben sie gewahrt.
Und als die Männer und die Frau'n
Jetzt unter sich in ihrem Kreis'
Die hochverehrte Fürstin schau'n,
So treten sie zur Seite leis',

Und Allzumal in tiefem Schweigen
Sie vor der Huldgestalt sich neigen,
Die Vielen schon mit Rath und That
Als Segenspenderin genaht,
Vielleicht in aller Derer Hütten,
Die jetzt versammelt, schon geschritten.
Doch als, um Gegengruß zu zollen,
Den Schleier wiederum sie hebt,
Und schüchtern dankend, vorwärts strebt,
Da drängen Allesammt heran,
Denn ihr Gewand sie fassen wollen,
Und wer es just berühren kann,
Und mit den Lippen gar erreichen,
Der dünkt sich glücklich sonder Gleichen!
Sie aber, ganz betroffen, wehrt
Der Huldigung, die sie erfährt,
Und ruft in ihrem Demuthsinn':
„Laßt ab, so treulich Ihr's auch meint,
Denn fast als Frevel mir erscheint,
Was Ihr jetzt an mir Armen thut!
Ein sünd'ges Menschenkind ich bin,
Und nur mir anvertrautes Gut
Verwalt' ich, wenn ich liebend spende:
Zu Ihm müßt Herzen Ihr und Hände
Mit inn'gem Kindesdank' erheben,
In dessen Dienst' mein armes Streben
Ich Eurer Noth geweiht bisher —
Ja, Ihm allein sei Lob und Ehr'!"
Sie spricht's und geht und grüßt beim Scheiden
Mit holdem Blick' nach allen Seiten.
Und lautlos bleibt die Menge steh'n,
So lang' die Fürstin noch zu seh'n,
Dann aber tönt aus Aller Mund'
Das vollste Lob der hohen Frau,
Und was sie Gutes ihm gethan,
Das thut ein Jedes dankbar kund,

Und schildert Alles ganz genau,
Führt auch den kleinsten Zug mit an,
Um so ihr segensreiches Walten
Zum klarsten Bilde zu gestalten!
Da rühmt ein Greis: „Dieweil ich krank,
Hat sie gar manchen Labetrank
Mir dargereicht mit ei'gner Hand,
Und mich gewartet und gehegt,
Wie nur ein liebend Kind es pflegt!"
Dort preist ein Weib: „Ist Euch bekannt,
Wie Sie erst jüngst, mein Töchterlein
Im Arm, am Taufstein' selber stand
Und auf dem Rückweg' auch herein
Zu mir mit inn'gem Glückwunsch' kam,
Und dann erst wieder Abschied nahm,
Nachdem sie reich mir noch bescheert? —
„Und jetzt auch mich, ihr Nachbarn, hört!"
So ruft ein Mann, deß Angesicht
Von tiefem Sündenelend' zeugt.
„Ich scheu mich, zu bekennen, nicht,
Daß ich, von bitt'rer Reu' gebeugt,
Gedenke der vergang'nen Zeit,
Die frevelnd ich so oft entweiht!
Und daß ich jetzt ein And'rer bin,
Das dank' ich ihr, der Edlen nur,
Sie brach mir meinen trotz'gen Sinn,
Sie lenkte mich von Fluch und Schwur
Zurück zu mildem Wort, zum Beten,
Durch sie kann ich, versöhnt mit Gott'
Und seinem heiligen Gebot',
Von Neuem wieder vor ihn treten!" —
„Ja," schallt es rings, „Wer sie nicht ehrt,
Ist selbst der Ehre nimmer werth!"
Und wieder durch den lauten Chor
Drängt eine Stimme noch sich vor,
Die spricht: „Was auch für Zeiten kommen:

Stets soll ihr unvergessen sein,
Was sie gethan zu unsrem Frommen,
Des Undanks soll Sie nie uns zeih'n!
Gott woll' ihr segensreiches Walten,
Uns lange Jahre noch erhalten!" —
Indeß dies Flehen und Geloben
Im Bund' sich himmelan entschwang,
War angelangt auf Wartburg droben
Elisabeth von ihrem Gang',
Und schritt in ihrem Demuthssinn'
Zuerst hinein in ihr Kloset,
Und sank vor dem Altare d'rin
Auf ihre Knie' zum Dankgebet',
Dem Herrn zu spenden Lob und Preis
Dafür, daß sie auf sein Geheiß
Zwei Herzen wieder froh gemacht,
Und ihnen rechten Trost gebracht,
Und wieder selbst gefühlt dabei,
Wie selig doch das Geben sei; —

Und als, gleich einem klaren See'
Auf freier, lichter Bergeshöh',
Der keinem Blick' versagt die Kunde
Von seinem stillen, tiefen Grunde —
Vor Gott ihr Herz sich so erschlossen,
Und all' ihr Denken und Empfinden
Mit ihrem Dank' in Eins zerflossen,
Da strömten noch vor ihrem Schwinden
Herein des Tages letzte Gluthen,
Und auf der Frommen Scheitel ruhten
Sie noch gleich warmer Segenshand,
Vom Urquell' alles Lichts entsandt! —
Wer aber schildert wohl den Frieden,
Der ihr nach solchem Gruß' beschieden? —

Ueber die europäischen Volksmärchen.

(Ein im Winter 1864 im Mittwochsverein zu Weimar gehaltener Vortrag.)

Von

Reinhold Köhler.

Die Sammlung deutscher Kinder- und Hausmärchen von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, welche zuerst im Jahr 1812 und seitdem bedeutend vermehrt in wiederholten Auflagen erschienen ist, enthält zum allergrößten Theil Märchen, welche von den beiden Brüdern selbst und von Freunden derselben aus dem Munde des Volks — größtentheils in Kurhessen, ihrem Heimathsland — treu und ohne Zusätze und Verschönerungen aufgezeichnet worden sind. Es war die erste Märchensammlung dieser Art. Ihr sind dann — durch sie angeregt — eine ganze Reihe anderer Sammlungen aus fast allen Theilen unseres Vaterlandes gefolgt, und auch außerhalb Deutschland ist, ebenfalls meist durch Anregung der Grimm'schen Sammlung, mit mehr oder weniger Fleiß und Erfolg gesammelt worden, so daß uns fast aus ganz Europa Sammlungen von Volksmärchen vorliegen. Wir haben reiche Sammlungen aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Island, aus England, Irland und Schottland, besonders aus den Hochlanden Schottlands, deren Bewohner nicht schottisch, sondern gälisch reden. In Frankreich, auf der pyrenäischen Halbinsel und in Italien hat man leider noch wenig gesammelt, aber das bis jetzt Gesammelte zeigt, wie reichlich noch in manchen Theilen dieser Länder die Ueberlieferung strömt und wie es

nur zu schöpfen gilt*). Sehr eifrig dagegen ist in den slavischen Ländern gesammelt worden: in Rußland, in Polen, in Böhmen, in Mähren, in Kroatien, in Serbien. Endlich haben wir Sammlungen aus Litauen, aus Finnland, von den Magyaren, den Walachen und den Sachsen in Siebenbürgen und erst voriges Jahr ist eine reiche Sammlung neugriechischer und albanesischer Märchen erschienen.

Die Sammler — meist gelehrte, immer gebildete Männer — haben alle aus dem Mund des Volkes geschöpft, d. h. nicht des Pöbels großer Städte, sondern meist des Landvolks und einsamer Gebirgs- und Küstenbewohner, aus dem Munde von Leuten, Männern und Frauen, die entweder Zeit ihres Lebens oder wenigstens in ihrer Jugend den ungebildeten Ständen angehörten. Auch das Militär ist von den Sammlern nicht verschont worden. Der leider zu früh verstorbene J. W. Wolf — damals in Darmstadt — hatte mit seinem Schwager, dem als Uebersetzer der Gudrun und als Militärschriftsteller bekannten Lieutenant W. v. Plönnies lange schon Märchen im Odenwald gesammelt, als ihnen plötzlich einfiel, daß sie in Darmstadt selbst von Tausenden von Märchenerzählern umgeben waren, an die sie bisher nicht gedacht hatten. Der Lieutenant ließ die Soldaten Mann für Mann aufmarschieren und sagen und singen was sie wußten, Märchen, Sagen, Legenden, Lieder, Beschwörungen, Aberglauben — und der Segen strömte auf das reichlichste**). So hatte auch der ausgezeichnete Sprachforscher Schmeller, der, bevor er Bibliothekar in München wurde, bairischer Jägerlieutenant war, seine Soldaten bei seinen Studien über bairische Mundarten und Sitten mit bestem Erfolge benutzt.

Ueberblickt man den vorliegenden europäischen Märchenschatz, so wird man bald gewahr, daß die Märchen, die nur in einem Lande, bei einem Volke vorkommen, verhältnißmäßig selten sind, daß dagegen Märchen in weit von einander entlegenen Räumen in wesentlich gleicher Gestalt sich finden, vielleicht eins in Schottland und

---

*) Man sehe z. B. in der italienischen Zeitschrift La Civiltà italiana 1865 No. 3, 5 und 13, wo auf gegebene Anregung gleich aus verschiedenen Theilen Italiens mehrere Varianten eines Märchen mitgetheilt werden.

**) J. W. Wolf Deutsche Hausmärchen, Göttingen u. Leipzig 1851, S. V, VI.

in Siebenbürgen, ein anderes in Litauen und in Neapel. So, um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, ist uns aus einem schwäbischen Dorf *) ein Märchen überliefert, wonach ein König seine Tochter fragt, wie lieb sie ihn habe. Sie antwortet: „Wie das Salz!" und der König ist über die geringschätzige Antwort wenig erbaut. Da veranstaltet die Tochter, daß bald darauf bei einem Gastmahl das Salz überall mangelt, und jetzt sieht der König, dem die besten Speisen nicht schmecken, erst ein, wie werthvoll das Salz ist. Dasselbe Märchen ist mit anderem Verlaufe auch aus Oesterreich mitgetheilt **), aber außerhalb Deutschland ist es mir nur in Catalonien begegnet ***). Ein Vater, ein anderer König Lear, fragt seine drei Töchter, wie lieb sie ihn haben. Die älteste sagt: „Wie das Brot!" die zweite: „Wie den Wein!" die dritte: „Wie das Salz in den Speisen!" Da verstößt der Vater die jüngste, aber der Königssohn des Landes findet sie und macht sie zu seiner Gemahlin. Zu der Hochzeit wird auch ihr Vater geladen, der sie jedoch nicht erkennt. Eine köstliche Speise, die aber nicht gesalzen ist, wird ihm vorgesetzt, und als man ihn dann fragt, wie sie ihm schmecke, sagt er: „Vortrefflich, nur fehlt das Salz, welches doch das Beste ist." Da gibt sich ihm die Tochter zu erkennen u. s. w. Hier haben wir also dasselbe Märchen in Schwaben und in Catalonien. Doch die Zahl der nur an zwei oder drei weit entlegenen Punkten gefundenen gleichen Märchen ist verhältnißmäßig gering und würde noch weit geringer sein, wenn überall gleich eifrig gesammelt wäre, bei weitem die Mehrzahl aber der bisher gesammelten Märchen sind solche, die in den meisten, ja zuweilen in allen Ländern, woher wir Sammlungen haben, sich finden, natürlich nicht in allen Einzelheiten, aber in vielen und jedenfalls im Wesentlichen übereinstimmend. Die Märchen sind zum größten Theil gewissermaßen nur Varianten einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Grundformen. Man kann fast sagen, daß wer die Grimm'sche Sammlung oder eine andere besonders reichhaltige, wie z. B. die norwegische von Asbjörnsen und

---

*) Ernst Meier Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 99.

**) Grimm Kinder- und Hausmärchen No. 179 (Die Gänsehirtin am Brunnen).

***) M. Milá y Fontanals Observaciones sobre la poesia popular, Barcelona 1853, S. 181. Vergl. auch F. Wolf Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen, Wien 1856, S. 42.

Moe gelesen hat, in den sämmtlichen übrigen Sammlungen europäischer Märchen des ihm wirklich Neuen wenig finden wird.

Wir haben bisher immer nur von Volksmärchen gesprochen, die in den letzten 50 Jahren aufgezeichnet worden sind, wir fragen nun: wissen wir, daß die Märchen schon in früheren Zeiten existirten, kennen wir ältere Aufzeichnungen und Sammlungen von Märchen, begegnen wir ihnen sonst in den Literaturen?

Zunächst haben wir verschiedene ältere Zeugnisse für einzelne Völker, daß bei ihnen Märchen erzählt worden sind. Sodann finden sich hie und da literarische Anspielungen auf gewisse Märchen, die seitdem erst aufgefunden worden sind, so daß jene Anspielungen nun erst ganz verständlich sind. Ich erinnere an ein Beispiel, das uns Goethe's Faust bietet. Als Faust in Margaretens Kerker tritt, hört er die Wahnsinnige singen:

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Später sagt Margarete zu Faust:

Sie sagen nun, ich hätt es umgebracht,
Und niemals werd ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Wüßten wir nun auch nichts weiter, so müßten wir aus Goethe's Worten annehmen, daß er ein altes Märchen gekannt hat, in dem jene oder wenigstens sehr ähnliche Reime vorkommen. Aber das Märchen ist seitdem mehrfach aufgefunden. Es ist das schöne Märchen vom Machandelbaum, welches die Brüder Grimm zuerst nach einer in Pommern gemachten Niederschrift des bekannten Malers Otto Runge mitgetheilt haben und welches seitdem auch noch anderwärts in Deutschland und — auch mit ähnlichen Reimen — in Schottland *) und in Südfrankreich **) gefunden worden ist.

---

*) R. Chambers Popular rhymes of Scotland, 3. edition, Edinburgh 1847, S. 203 ff.

**) S. W. Grimm's Anmerkung im 3. Bd. der Kinder- und Hausmärchen S. 78.

Eine Stiefmutter tödtet ihr Stiefsöhnchen und setzt sein Fleisch dem Vater vor, das Schwesterchen sammelt die Knochen und begräbt sie und aus dem Grabe fliegt ein Vöglein empor, das jene Worte Gretchens singt. In der pommerschen Fassung lauten sie:

Meine Mutter, die mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester Marlenichen
Sucht alle meine Benichen,
Bindt sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Machandelbaum.
Kiwitt, Kiwitt, wat vör'n schöön Vagel bünn ik!

Wir haben aber nicht nur solche Anspielungen, sondern auch ältere Märchenaufzeichnungen. Freilich waren die Gebrüder Grimm die ersten, die mit dem Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Bedeutung eine Sammlung veranstalteten, während alle früheren ohne wissenschaftliches Interesse meist von Dichtern gemacht waren, welche mehr oder weniger frei nach ihrem Geschmacke mit den Märchen geschaltet hatten. Sagt doch Wieland (1786):

„Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden *)."

Die vielen Märchensammlungen des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland enthalten daher neben wenigen Resten älterer Ueberlieferung meist moderne Erfindung **). Aber wirklich aus dem Volk geschöpft sind zwei französische Sammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und zwei ältere italienische. Giovan Francesco Straparola aus Caravaggio im Mailändischen gab um 1550

*) Sämmtliche Werke, Leipzig 1840, Band 35, S. 327.

**) Gedenken wir hier unseres liebenswürdigen Humoristen Johann Carl August Musäus (seit 1763 erst Pagenhofmeister, dann Gymnasialprofessor zu Weimar, wo er 1787 starb), dessen Volksmärchen der Deutschen 1782 — 86 erschienen. Auch er hat durchaus nicht in schlichtem Volkston erzählt, aber aus dem Volksmund hat er doch manche geschöpft, die er dann in seiner subjectiven Weise wiedererzählt. A. v. Kotzebue schreibt im Vorbericht zu Musäus nachgelassenen Schriften, Leipzig 1791, S. 19: „Wenigen ist vielleicht bekannt, daß, als Musäus den Gedanken faßte, Volksmärchen der Deutschen zu schreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her versammelte, sich in ihre Mitte setzte und von ihnen mit ekelhafter [!?] Geschwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Märchen erzählen und bezahlte jedes Märchen mit einem Dreier. Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen sitzend neben einem alten Soldaten,

„Ergötzliche Nächte“ heraus, d. h. eine Sammlung von Geschichten, von denen die Mehrzahl ältern italienischen Novellenschreibern nacherzählt, etwa 20 aber wirkliche aus dem Volke geschöpfte Märchen sind. Noch werthvoller ist der in neapolitanischem Dialekt geschriebene, 1637 erschienene Pentamerone des Giambattista Basile, der gegen 50 Märchen enthält, von denen Basile in der Einleitung sagt, es seien Geschichten, wie sie die alten Weiber zur Unterhaltung der kleinen Kinder erzählten. Die französischen Sammlungen, die ich meine, sind die „Erzählungen meiner Mutter Gans“, die der gelehrte Charles Perrault 1697 herausgab, und die Feen-Märchen der Gräfin d'Aulnoy um dieselbe Zeit *). Die meisten Märchen dieser vier Sammlungen, besonders fast alle Basile's und Perrault's, begegnen uns in dem heutigen europäischen Märchenschatz, natürlich immer mit Abweichungen, aber gleich in den Grundzügen und vielen Einzelnheiten. Außer in diesen ältern Märchensammlungen finden wir aber einzelne der heutigen europäischen Märchen in verschiedenen Erzeugnissen der Literaturen der zunächst vergangenen Jahrhunderte und des Mittelalters, in epischen Volks- und Kunstdichtungen, in Volksliedern, in Ritterromanen, in der dramatischen Poesie, in historischen Werken, in den mittelalterlichen Predigten, die reich an allerhand Geschichten als Beispielen für allerlei Lehren sind, vor allen Dingen in den zahlreichen Sammlungen von Erzählungen und Novellen in den verschiedenen Nationalsprachen und im mittelalterlichen Latein.

Im classischen Alterthum der Griechen und Römer finden wir nur sehr wenige unserer Märchen, wenn wir von den gezwungenen Zurückführungen einzelner auf die griechische Mythologie — wie billig — absehen. Mehr würden wir vielleicht haben, wenn

---

der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer drauf los schmauchte und ihm Märchen erzählte.“ — Auch zwei andere Märchensammlungen jener Zeit, die zum Theil wenigstens auf mündlicher Ueberlieferung beruhen, stehen zu Weimar in näherer Beziehung, nämlich die „Kindermärchen, aus mündlichen Erzählungen gesammelt, Erfurt 1787“ (2te Aufl. Jena 1857), welche von dem spätern Weimarischen Oberconsistorialrath Chr. Wilh. Günther verfaßt sind, und die „Ammenmärchen, Weimar 1791 und 1792“, welche von Vulpius, dem Schwager Goethe's, verfaßt sein sollen. Vergl. über diese Sammlungen Grimm's Märchen III, 325 ff.

*) Näheres über die genannten Sammlungen sehe man im 3ten Band der Grimm'schen Märchen S. 285 ff. Basile's Pentamerone ist seit 1846 auch dem Nichtkenner des Neapolitanischen durch Felix Liebrecht's meisterhafte Uebersetzung zugänglich geworden. Schon Wieland hat in seinem „Pervonte oder die Wünsche“ ein Märchen des Pentamerone bearbeitet, er kannte den Pentamerone aber nur aus den Mittheilungen in der Bibliothèque universelle des romans, 1777, Juin et Septembre.

uns eben mehr von der klassischen Literatur erhalten wäre. Einige Beispiele mögen folgen:

Das Homerische Märchen von Polyphem, also das Märchen von dem geblendeten Riesen und von der Flucht des Thäters aus der Höhle, findet sich mit verschiedenen Abweichungen in einer lateinischen Erzählungssammlung und im Volksmund in Serbien, in Siebenbürgen, in Ungarn, bei Ehsten und Finnen und in den gälischen Hochlanden Schottlands *).

Das Märchen vom König Midas mit den Eselsohren und von seinem geschwätzigen Barbier, der ein Loch in die Erde gräbt und das Geheimniß hineinruft, woraus dann Schilf wächst, welches die Worte säuselt: „König Midas hat Eselsohren!" kömmt als serbisches, bretagnisches und irisches Märchen vor. Hier haben die Könige Ziegen- oder Pferdeohren und aus der Grube, in die der Barbier sein Geheimniß ruft, wachsen Bäume. Die aus diesen Bäumen gemachten Flöten oder Harfen tönen, wenn sie gespielt werden, jene Worte. Auch mongolisch findet sich das Märchen, aber abweichender **).

Die bekannte, von Apulejus seinem Roman verwebte Mythe von Amor und Psyche ist keineswegs eine von ihm erfundene Allegorie von der Läuterung der menschlichen Seele, sondern ein Märchen, das er vorfand und benutzte. Zahlreiche überraschend ähnliche Seitenstücke dazu sind bekannt: eine indische Erzählung, ein altfranzösisches Gedicht von Partenopeus und der schönen Melior, ein altdeutsches von Friedrich von Schwaben und der schönen Angelburg und mehrere aus dem Volksmunde gesammelte Märchen ***).

Das ägyptische Märchen, welches Herodot von dem listigen Diebe des Schatzhauses des Königs Rhampsinit erzählt und welches die Griechen selbst theilweise von ihrem Trophonios erzählten, be-

*) Vgl. W. Grimm Die Sage von Polyphem, Berlin 1857, und meine Nachträge in Benfey's Orient und Occident II, 122.

**) Vgl. Wuk Stephanowitsch Karadschitsch Volksmärchen der Serben, Berlin 1859, S. 225 ff., du Méril Etudes sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire, Paris u. Leipzig 1862, S. 432, Benfey Pantschatantra I, S. XXII, F. Liebrecht im Jahrbuch für romanische und englische Literatur III, 86.

***) Vgl. Benfey Pantschatantra I, 265, du Méril a. a. O. S. 481, L. Friedländer „Ueber das Märchen von Amor und Psyche" in seinen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, Bd. 1, 2te Aufl. Leipzig 1865.

gegnet uns mannichfach abgeändert, aber im wesentlichen immer dasselbe, mehrfach in der mittelalterlichen Literatur und als Volksmärchen in Deutschland, Dänemark und in den gälischen Hochlanden *).

Ein anderes ägyptisches Märchen ist neuerdings von einem berühmten französischen Aegyptologen in einem Papyrus entdeckt worden und muß nach seiner Ansicht etwa um das Jahr 1300 v. Chr. verfaßt sein. Es wäre das älteste Märchen, das wir kennen, es hat im Allgemeinen ganz den Charakter unserer Volksmärchen und bietet in einigen Einzelheiten merkwürdige Parallelen **).

Viel reichere Ausbeute aber, als die classische Literatur und als Aegypten, bietet uns Asien und vor Allem die indische Literatur, die reich wie keine andere an Sammlungen von Erzählungen ist, und in diesen Sammlungen finden wir viele unserer heutigen Volksmärchen wieder.

Fragen wir nun, wie diese Gleichheit, diese Uebereinstimmung von über weite Strecken des Raums und der Zeit verbreiteten Märchen zu erklären ist, so dürfte sich mancher wohl zu der Annahme neigen, daß sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ganz unabhängig von einander ersonnen, überall Original seien, und daß die Uebereinstimmung entweder Folge der Einheit des Menschengeistes oder des Zufalls sei.

Aber diese Annahme ist in den meisten Fällen unmöglich, da die Gleichheiten meist so eigenthümlicher Art sind und in einem so eigenthümlichen Zusammenhange, in einer so eigenthümlichen Mischung wiederkehren, daß man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie schon an und für sich nicht, am wenigsten aber in dem Zusammenhange, in dem sie regelmäßig erscheinen, zwei oder mehrere Male unabhängig von einander sich gestalten konnten; sie können vielmehr nur einmal an einem Ort und zu einer Zeit erfunden und müssen das andere oder die andern Male durch Ueberlieferung oder Uebertragung fortgepflanzt sein. Wo und wann nun jedes einzelne Märchen erfunden sein mag, bedarf bei jedem einzelnen immer

*) Vgl. meinen Aufsatz in Benfey's Orient und Occident II, 303 ff.

**) Vgl. W. Mannhardt's Aufsatz in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde IV, 232 ff.

einer besondern Untersuchung, und von vornherein ist es nicht unmöglich, daß überall in den verschiedensten Ländern Märchen entstanden sein können und von ihrer Geburtsstätte sich auf dem Wege der mündlichen oder der literarischen Ueberlieferung in andere Länder verbreitet haben. Aber nach den Untersuchungen des ausgezeichneten Orientalisten Theodor Benfey in Göttingen sind sehr viele, vielleicht die meisten europäischen Volksmärchen, sowie viele der gegen Ende des Mittelalters in der abendländischen Literatur hervortretenden sogen. Novellen theils geradezu indische, theils aus indischen hervorgegangen, oder durch sie veranlaßt.

Die Uebertragung indischer Märchen nach dem Westen beginnt in großem Maßstab durch die nähere Bekanntschaft muhamedanischer Völker mit Indien, aber auch schon in der vorislamischen Zeit ist ein Strom indischer Literatur nach dem Westen geführt worden und der geistige Einfluß Indiens auf den Westen beruht nicht blos auf vereinzelten mündlichen Communicationen. Dies geht aus der wichtigen Entdeckung hervor, die Felix Liebrecht vor einigen Jahren gemacht hat *), nach welcher der im 6ten oder 7ten Jahrhundert verfaßte griechische geistliche Roman Barlaam und Josaphat, der später in Versen und in Prosa in alle Sprachen des christlichen Mittelalters übersetzt worden ist, zur Grundlage die indische Legende von Buddha hat. Aber mit dem 10ten Jahrhundert begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen muhamedanischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die muhamedanischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über das christliche Abendland. In einem noch größern Maßstab hatten sich indische Märchen theilweis schon früher nach den Gebieten im Osten und Norden von Indien verbreitet. Mit der buddhistischen Literatur, in der mit besonderer Vorliebe Fabeln, Parabeln, Legenden, Märchen gepflegt wurden, drangen sie zunächst etwa seit dem 1ten Jahrhundert v. Chr. nach

*) Die Quellen des Barlaam und Josaphat, im Jahrbuch für romanische und englische Literatur II, 314 — 334.

China und von da, späterhin auch direkt nach Tibet. Von Tibet kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen, die verschiedene indische Erzählungswerke in ihre Sprache übertragen haben. Die Mongolen aber haben fast 200 Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Conceptionen in Europa ein weites Thor. So sind es auf der einen Seite die muhamedanischen Völker, auf der andern die buddhistischen, welche die Verbreitung der indischen Märchen bewerkstelligt haben. Durch ihre innere Vortrefflichkeit — ich bediene mich Benfey's eigner Worte — scheinen die indischen Märchen fast Alles, was etwa ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirte, absorbirt zu haben, kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen. Denn die Umwandlung, die sie, insbesondere sowie sie sich im Volksmunde verbreiteten, erfahren, ist, abgesehen von der Nationalisirung, der Aufprägung eines nationalen Stempels, nachweislich fast nur — ich gebrauche auch hier Benfey's Worte — kaleidoskopartige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Eben derselben verdanken sie auch ihre in der That nur scheinbare Fülle, denn in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück durch theils nationale, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Die literarischen Vehikel bildeten besonders das persische Papageien-Buch, arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben lief aber mündliche Ueberlieferung, insbesondere in den slavischen Ländern. In Europas Literatur bürgern sich die Novellen vor Allen durch Boccaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem verwandelt wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w.

Diese Ansicht Benfey's über den Ursprung und die Geschichte der europäischen Volksmärchen, die ich größtentheils mit seinen eigenen Worten gegeben habe, ist, wie er selbst sagt, eine thatsächliche Frage, welche ihre vollständige Erledigung nicht eher gefunden hat, als bis alle oder doch die allermeisten auf ihre indische Grundlage zurück-

geführt sind. Diese Arbeit ist von Benfey — der übrigens, besonders was die Geschichte der Novellen anlangt, schon manchen Vorläufer und Vorarbeiter gehabt hat — in verschiedenen Aufsätzen *) und in der ausführlichen Einleitung zu seiner Uebersetzung der indischen Erzählungssammlung Paetschatantra **) erst begonnen, ein großer Theil seiner Resultate wird in den ferneren Untersuchungen hervortreten, die sich an die Herausgabe und Bearbeitung der übrigen indischen Erzählungswerke schließen werden ***).

Diese Resultate sind abzuwarten, jedenfalls sind aber schon jetzt so viele Märchen auf indische Quellen sicher zurückgeführt, daß wir auch bei den übrigen sehr vorsichtig mit der Annahme sein müssen, daß sie autochthonischen Ursprungs seien. Ganz besonders aber wird man sich hüten müssen, in jedem deutschen Märchen einen verblaßten und entstellten, uralten heidnischen Mythus zu suchen und natürlich auch zu finden, wie dies bisher von vielen deutschen Mythologen nur zu gern geschah. Dabei will ich nicht läugnen, daß einige wenige Märchen wirklich Reste alter Götter- und Heldenmythen sind, noch weniger will ich läugnen, daß einzelne in deutschen Märchen vorkommende Züge aus unserm Heidenthum stammen, aber, wenn auch einzelne heidnische Ueberlieferungen und Erinnerungen einem Märchen einverwebt sind, so braucht darum keineswegs das ganze Märchen heidnischen Ursprungs zu sein †).

Sehen wir nun an einem Beispiel, wie ein und dasselbe Märchen in verschiedenen Ländern Europas verschieden erzählt wird und wie dasselbe auf indische Grundlage zurückgeht. Ich wähle dazu eins der schönsten der Grimm'schen Märchen, das vom treuen Jo-

*) Besonders im Frankfurter Museum 1857, No. 39, 40, in den Blättern für literarische Unterhaltung 1857, No. 49, in Bulletin de l'Académie de S. Petersbourg 1857, Septembre, in den Mélanges asiatiques III, 170 ff., im Ausland 1858, No. 34 — 36, 41 — 45.

**) Paetschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Th. Benfey. Th. 1 u. 2. Leipzig 1859.

***) Seit dem Erscheinen der Einleitung zum Pantschatantra hat Benfey mehrere hierher gehörende wichtige Aufsätze in seiner Zeitschrift „Orient und Occident" veröffentlicht.

†) Adalbert Kuhn, der ausgezeichnete Kenner der indogermanischen Mythologie, sagt in Bezug auf Märchen aus Westfalen, die er herausgegeben hat (Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, Leipzig 1859, Bd. 2, S. X.): Mythische Züge in denselben zu suchen, wird zwar auch nach Benfey's trefflichen Untersuchungen über das Pantschatantra noch gerechtfertigt sein, aber es zeigt sich auch, daß es nur bei solchen geschehen darf, über deren rein deutschen Ursprung wir Gewißheit erlangen können, sonst gerathen wir in Gefahr, buddhistische Anschauungen für solche unseres Alterthums anzusehen.

hannes (No. 6). Indem ich es aber dem Leser überlassen muß, das Märchen in der Grimm'schen Sammlung selbst nachzulesen, gebe ich hier nur eine trockne Inhaltsangabe desselben.

Ein sterbender König hat seinem liebsten Diener, dem getreuen Johannes, das Versprechen abgenommen, seinem Sohne mit aller Treue zu dienen, wenn's auch sein Leben koste. Zugleich hat er ihn gewarnt, seinem Sohn eine Kammer im Schlosse, in der das Bild der Prinzessin vom goldenen Dach sich befinde, zu zeigen. Nach dem Tode des Königs aber will der junge König das ganze Schloß sehen und dringt durchaus auch auf die Oeffnung jener Kammer. Wie er da das Bild der Prinzessin erblickt, wird er sofort von heißer Liebe zu ihr ergriffen und erklärt, sie zur Frau haben zu müssen. „Wenn alle Blätter — sagt er — an den Bäumen Zungen wären, sie könnten meine Liebe nicht aussprechen *).“ Auf den Rath des getreuen Johannes wird nun ein Schiff mit Goldschmiedwaaren befrachtet und der König und der treue Johannes verkleiden sich als Kaufleute und fahren über's Meer zur Stadt der Prinzessin. Dort begibt sich der treue Johannes an's Land und weiß die Prinzessin zu bewegen auf das Schiff zu kommen, um die Waaren zu betrachten. Während sie dies thut, werden die Anker gelichtet und das Schiff segelt mit vollen Segeln ab. Der Königssohn gibt sich dann der Prinzessin zu erkennen und sie willigt ein seine Gemahlin zu werden. Während sie nun so heimwärts segeln, hört der treue Johannes drei vorüberfliegende Raben sich unterhalten. Der eine sagt: „Wenn der junge König an's Land steigt, wird ihm ein schönes Pferd entgegen springen, und wenn er darauf steigt, wird es mit ihm in die Luft fliegen. Wenn Einer das Pferd nicht erschießt, so ist keine Rettung. Wer's aber weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein bis zum Knie.“ Der zweite sagt: „Ist aber das Pferd getödtet und der König kömmt in's Schloß, so liegt da ein schönes Brauthemd: wenn er's anthut, so verbrennt es ihn bis auf den Tod, und es ist nur Rettung, wenn Einer das Hemd vorher

---

*) Aehnlich heißt es in italienischen Liebesliedern:

Se gli alberi potesser favellare,
Le foglie che c' è su, sarèn le lingue etc.

Vgl. die näheren Nachweise von mir in Benfey's Orient und Occident II, 550.

in's Feuer wirft. Wer's aber weiß und ihm sagt, der wird zu Stein bis zum Herzen." Der dritte Rabe endlich sagt: „Wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt, so wird die Königin plötzlich umfallen und sterben, wenn sie nicht Einer aufhebt und aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut saugt und sie wieder ausspeiet. Wer's aber weiß und ihm sagt, der wird ganz zu Stein!" Der treue Johannes merkt Alles und sagt Nichts. Als sie nun ans Land kommen, erschießt er das schöne Pferd und wirft das prächtige Hemde in's Feuer. Beidemal murrt die Umgebung, aber der König sagt: „Wer weiß wozu es gut ist, es ist mein getreuester Johannes." Als aber beim Tanz die Königin umfällt und der treue Johannes nach den Worten der Raben handelt, wird der König vor Eifersucht zornig und befiehlt ihn hinzurichten. Unter dem Galgen stehend, erzählt der getreue Johannes zu seiner Rechtfertigung das Gespräch der Raben, und wie er geredet, war er ganz zu Stein geworden. Voll Kummer lassen der König und die Königin das Steinbild in ihrer Schlafkammer aufstellen. Die Zeit verging, die Königin bekam Zwillinge und sie wuchsen heran zur Freude der Eltern. Eines Tages betrachtete der König trauernd das Steinbild und sagte: „Ach könnte ich dich wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes!" Da fing der Stein zu reden an und sagte: „Wenn du deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so werde ich wieder lebendig." Der König erschrak, doch that er Alles, und der getreue Johannes stand wieder lebendig vor ihm und sagte: „Deine Treue soll belohnt sein!" und setzte die Köpfe den Kindern wieder auf, und sie wurden wieder heil und spielten fort, als wenn Nichts geschehen wäre.

So ist das Märchen von Grimm's im Hessenlande aufgezeichnet. Es gibt aber auch aus anderen Gegenden Deutschlands Varianten *), aus deren einer ich nur hervorheben will, daß die dritte drohende Gefahr darin besteht, daß in der Brautnacht ein Drache die Braut tödten wird, weshalb der Getreue sich in die Brautkammer schleicht und den Drachen erschlägt u. s. w.

---

*) Siehe die Anmerkungen W. Grimm's.

Ich wende mich zu den Gestaltungen des Märchens außer Deutschland, zunächst zu einer böhmischen*). Eine Königin bekömmt nach langem Harren ein Söhnchen und findet zugleich ein fremdes Knäbchen. Beide werden zusammen aufgezogen und die treuesten Freunde. Herangewachsen, betreten sie eines Tages eine ihnen vom König verbotene Kammer und finden dort das Bild der Prinzessin der Perlen-Insel. Sie ziehen aus und entführen die Prinzessin durch dieselbe List wie im deutschen Märchen. Der Vater der Prinzessin wendet sich an eine Zauberin und von der gehen die dem Prinzen drohenden Gefahren aus, die aber unterwegs von weißen Tauben nicht dem Freund allein, sondern ihm und dem Prinzen verrathen werden, so daß sie sich ganz gemüthlich davor schützen. Natürlich fällt hier die Aufopferung des Freundes, die Verwandlung in Stein u. s. w. weg.

Die Verwandlung in Stein und Alles, was damit zusammenhängt, ist aber in einer andern böhmischen Variante**) enthalten, die dagegen im Anfang sehr abweicht und nichts von der verbotenen Kammer und der besondern Entführung enthält. Beide Varianten sind entschieden Entstellungen einer guten Grundform.

Ein neugriechisches Märchen***) beginnt, wie das böhmische, ebenfalls damit, daß eine Königin sich lange vergeblich nach einem Sohne gesehnt hat. Endlich, nachdem sie schon das Knäbchen einer Fischersfrau für ihr Kind ausgegeben, bekommt sie kurz darauf einen Knaben. Der ächte Sohn und der Fischerknabe wachsen nun als treue Brüder zusammen auf. Auf einer Reise verliebt sich der Prinz in die Frau eines Goldschmieds und entführt sie zu Schiffe, nachdem er mit Hilfe seines Pflegebruders auf listige Weise, die ich hier nicht näher schildern will, den Goldschmied so zu sagen mit sehenden Augen blind gemacht hat. Als sie zu Schiffe sind und der Goldschmied die Entführung entdeckt, reißt er vor Wuth seine Augen aus. Die Augen aber verwandeln sich in Vögel und fliegen auf das Schiff, wo die Frau fuhr. Dort setzen sie sich auf den Mast und einer sagt zum andern, wenn das Brautpaar zu Hause an-

*) Waldau Böhmisches Märchenbuch, Prag 1860, S. 407 ff.
**) J. W. Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde Bnd. 2, S. 436 ff.
***) J. G. v. Hahn Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, Band 1, S. 201 ff.

komme, so werde man mit Kanonen schießen und dabei den Prinzen erschießen, doch könne ein treuer Bruder die Gefahr abwenden, dürfe aber nichts sagen, sonst werde er bis zum Knie Stein. „Dann aber — so fährt er fort — wird, wenn der Bruder es nicht verhütet, ein wildes Pferd den Prinzen abwerfen, daß er stirbt; wenn der Bruder es aber sagt, wird er Stein bis zu den Lenden. Drittens wird eine Hündin an ihm heranspringen und ihn tödtlich beißen, wenn der Bruder sie nicht todt schlägt; spricht er aber davon, so wird er zu Stein bis zum Kopf. Endlich soll im Brautgemach ein Drache ihn verschlingen, wenn der Bruder ihn nicht tödtet; spricht er aber davon, so wird er ganz zu Stein.“ Der Fischersohn verbietet demgemäß bei der Landung das Kanonenschießen, schickt die Pferde zurück und erschlägt den Hund zur Verwunderung und zum Aergerniß Aller, nur der Prinz fügt sich, im Vertrauen auf seine Treue. Als der Fischersohn jedoch Nachts im Schlafgemach entdeckt wird, muß er zu seiner Rechtfertigung Alles erzählen und wird ganz zu Stein. Die junge Königin aber weint über diese Treue und Aufopferung so viel, daß sie eine große Schüssel mit ihren Thränen füllt, und als sie diese über den Stein gießt, wird er wieder lebendig.

In diesem griechischen Märchen fehlt das Bild in der verbotenen Kammer u. s. w. Es ist dafür eine andere Entführungsgeschichte eingetreten, die als Erzählung für sich schon im Mittelalter vielfach vorkommt, ebenfalls aus Indien stammt *) und in neuerer Zeit von Platen in seinem anmutigen Lustspiel „Der Thurm mit den sieben Pforten“ behandelt worden ist. Ein wundersamer kühner Zug, wie sie die neugriechischen Märchen oft haben, ist, daß die weissagenden Vögel aus den Augen des Mannes der Entführten entstanden sind. Eigenthümlich ist endlich die Entsteinerung durch die Thränen, während sie sonst überall durch das Kinderblut erfolgt.

Wenden wir uns nun nach Italien, denn auch dort wird das Märchen, wie ein Gelehrter in Bologna aus seiner Kindheit sich

*) Siehe die erschöpfenden Nachweise von A. d'Ancona in seiner Ausgabe des Libro dei Sette Savj di Roma, Pisa 1864, pag. 120.

erinnert, erzählt *), und zwar beginnt es auch hier, wie in der böhmischen und neugriechischen Fassung, mit der Sehnsucht eines Königs und einer Königin nach einem Sohne. Eine Alte, die dies weiß, gibt einer Kammerfrau der Königin einen Apfel, nach dessen Genuß die Königin guter Hoffnung werden müsse. Die Königin ißt ihn, nachdem die Kammerfrau ihn geschält und die Schalen selber gegessen hat. Nach neun Monaten bringen Beide Knaben zur Welt, der Königssohn wird Mela, d. i. Apfel, der andere Buccia, d. i. Schale, genannt und beide wachsen in treuester Freundschaft heran. Einst übernachten sie auf einer Reise in einem öden Schloß und Buccia hört eine Stimme, die drei Gefahren für Mila verkündet, nämlich daß sich sein Roß bäumen und er davon sich zu Tode fallen werde, wenn nicht Buccia es ersteche; daß in der Brautnacht ein Drache ihn verschlingen werde, wenn Buccia ihn nicht tödte; und endlich, daß das Hündchen der Königin ihn tödtlich beißen werde, wenn Buccia es nicht tödte. Wenn aber Buccia davon spreche, werde er zu Stein. Buccia handelt dem gemäß, und Mela verzeiht ihm, daß er, ohne einen Grund anzugeben, ihm sein Roß ersticht und in der Brautnacht im Brautgemach mit bloßem Schwert gefunden wird. Als er aber endlich, nachdem die Königin schon ein Knäbchen hat, ihren Lieblingshund, der spielend am König emporspringt, ohne Grund erschlägt, wird er zum Galgen verdammt. Da endlich erzählt er Alles und wird dabei allmählich von unten aufwärts zu Stein. Mela und seine Gemahlin und Buccia's Mutter sind trostlos, da erscheint wieder jene Alte und erklärt, daß das Blut des kleinen Prinzen den Stein beleben werde. So wird Buccia wirklich wieder zum Leben gebracht und die Alte macht darauf auch das Kind wieder lebendig.

In dieser Fassung aus Italien fehlt jegliche Entführungsgeschichte und zugleich ist die Entstellung zu bemerken, daß als die letzte Gefahr nicht die gilt, welche im Brautgemach droht, und daß der getreue Freund nicht durch das Betreten des Brautgemaches den Zorn des Königs auf sich zieht.

Endlich wird ein Bruchstück unseres Märchen in Catalonien

*) E. Teza La tradizione dei Sette Savi nelle novelline magiare, Bologna 1864, S. 26 ff.

erzählt *). Ein Königssohn wird auf seiner Brautfahrt von einem treuen Freunde begleitet, der auf der Heimfahrt vom Schiffe aus drei Stimmen hört, die drei der Braut von gewissen Thieren drohende Gefahren verkünden. Wer aber davon spreche, werde zu Stein. Der Freund tödtet die Thiere, verwundet aber beim dritten Mal zugleich die Königin, weshalb er gehängt werden soll. Als er nun Alles erzählt, wird er allmählich zu Stein.

Dies sind die mir bekannten Parallelen ausländischer, in neuerer Zeit gesammelter Volksmärchen zu unserm „getreuen Johannes", Parallelen also aus Böhmen, aus Griechenland, aus Italien, aus Spanien, eines gar zu trümmerhaften Restes, der einem andern Märchen verwebt ist, aus der Walachei nicht zu gedenken **).

Unser Märchen findet sich aber auch in dem oben erwähnten Pentamerone des Basile, hat also schon im Anfang des 17ten Jahrhunderts in Neapel im Volksmund gelebt ***).

Ein König von Dunkelbusch Milluccio sieht einst einen frisch getödteten Raben in seinem Blut auf schneeweißem Marmor liegen. Da kömmt ihm der Gedanke: „Könnte ich eine Frau bekommen so roth und weiß wie Blut und Marmor und mit Haaren so schwarz wie Rabenfedern †)!" Sein Bruder Jennariello zieht aus, um

*) Milá y Fontanals a. a. O. S. 178. Vgl. F. Wolf Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen S. 38.

**) Arthur und Albert Schott Walachische Märchen, Stuttgart und Tübingen 1845, S. 144.

***) Pentamerone IV. 9, in Liebrecht's Uebersetzung Bd. 2, S. 116.

†) Ich bemerke hier beiläufig, daß in verschiedenen Märchen verschiedener Völker die Helden des Märchens einen Raben schießen, und wie sie ihn blutend im Schnee liegen sehen, von gleicher Sehnsucht wie Milluccio erfaßt werden. Vgl. Schott Walachische Märchen S. 200, Waldau Böhmisches Märchenbuch S. 559, Cabinet des Fées XXXI, 255. Zuweilen ist die Situation auch etwas weniger ästhetisch; so wenn in einem schottischen Märchen (Campbell Popular Tales of the West Highlands, Edinburgh 1862, III, 200) ein Prinz einen Raben mit einem Stück blutigen Fleisches im Schnabel auf einem Schneehaufen sitzen sieht und dadurch zu jenem Wunsch kömmt, oder gar wenn in einem irischen (Altdeutsche Wälder I, 10) und in einem walachischen Märchen (Ausland 1856, S. 1076) eine Königstochter Morgens von ihrem Schlafgemach aus sieht, wie in dem beschneiten Schloßhof geschlachtet wird, wie das Blut in den Schnee fließt und ein Rabe dazu geflogen kömmt, und so jene drei Farben in ihr die Sehnsucht nach einem Geliebten erwecken. Zuweilen fällt auch der Rabe und die schwarze Farbe weg und dann rührt das Blut von den Menschen selbst her. So schält sich in den obenerwähnten Märchen vom Machandelbaum eine kinderlose Frau einen Apfel und schneidet sich dabei in den Finger und das Blut fließt in den Schnee. Da seufzte die Frau hoch auf und sah das Blut vor sich an und war so recht wehmüthig und sagte: „Ach hätt' ich doch ein Kind so roth wie Blut und so weiß wie Schnee!" Oder Schneewittchen's Mutter (Grimm No. 53) sticht sich in den Finger beim Sticken und das Blut fließt in den Schnee. Ja serbische und norwegische Märchen (Wuk Stephanowitsch Karadschitsch Volksmärchen der Serben S. 139, Asbjörnsen og Moe Norske Folkeeventyr, 2. Udgave, Chri-

ihm eine solche Schönheit zu suchen, und findet sie endlich in Cairo in Liviella, der Tochter eines Zauberers. Er verkleidet sich als Kaufmann und lockt sie, wie im deutschen Märchen, auf sein Schiff und entführt sie. Vorher hat er gelegentlich einen schönen Falken und ein schönes Pferd, die er ebenfalls auf dem Schiffe mit sich führt, für seinen Bruder gekauft. Wie sie nun dahin segeln, hört er zwei Tauben, die auf einer Segelstange sitzen, sich unterhalten. Das Männchen sagt: „Der Falke, welchen Jennariello seinem Bruder mitbringt, wird diesem die Augen auskratzen, doch brächt' er ihn nicht, weil's ihn thät reuen, oder sollt er ihm Warnung leihn, so würde er zu Marmorstein." Ferner: „Von dem Pferd, welches Jennariello seinem Bruder bringt, wird dieser abgeworfen werden und sich todt fallen, doch brächt' er's nicht ꝛc." Endlich: „Wenn Milluccio mit der Braut, die ihm Jennariello bringt, die erste Nacht zusammen sein wird, so wird ein Drache kommen und ihn verschlingen, doch brächte Jennariello die Braut nicht ꝛc." Jennariello merkt sich Alles und nach der Landung, wie der König eben das Roß besteigen und den Falken auf die Hand nehmen will, tödtet er zu allgemeinem Erstaunen beide Thiere. Dann verbirgt er sich im Brautgemach und als das Paar schläft und der Drache kömmt, haut er so wüthend um sich, daß der Drache verschwindet, aber der König erwacht und glaubt, sein Bruder habe ihn tödten wollen. Jennariello wird zum Tode verurtheilt, und wie er nun Alles erzählt, wird er zu Stein. Als dann nach Jahren der König einst mit seinen beiden Söhnchen traurig vor dem Steinbild seines Bruders steht, erscheint ein Greis und sagt ihm, daß das Blut seiner Kinder den Bruder wieder beleben würde. Milluccio zaudert nicht und Jennariello wird wieder lebendig. Nun aber ist die Königin um ihre Kinder untröstlich. Da erscheint endlich ihr Vater, der Zauberer, der all

---

stiania 1852, S. 182) sind sogar naiv genug zu erzählen, wie eine kinderlose Frau oder ein Prinz unterwegs Nasenbluten bekommen und, als sie das Blut in den Schnee fließen sehen, von Sehnsucht nach einer Braut oder einem Kind ergriffen werden. Ich will endlich noch erwähnen, daß in dem altfranzösischen Perceval des Crestien von Troies und in der deutschen Nachdichtung unseres Wolfram von Eschenbach in dem Helden Parzival durch den Anblick dreier Blutstropfen im Schnee, die von einer von einem Falken gestoßenen Gans herrühren, die Sehnsucht nach seiner fernen Gemahlin Conduiramur erweckt wird. (S. Grimm, Altdeutsche Wälder I, 1 ff. und in der Einleitung zu Liebrecht's Uebersetzung des Pentamerone S. XXII f.) Man bemerke, daß in unser'm neapolitanischen Märchen weißer Marmor an die Stelle des Schnees getreten ist.

dies angestiftet hatte, jetzt aber versöhnt ist, und belebt auch die Kinder wieder.

Alle die mitgetheilten abendländischen Märchen sind offenbar Varianten und Entstellungen einer gemeinsamen Grundlage, deren Kern der ist: Ein Königssohn entführt zu Schiff auf listige Weise mit Hilfe eines leiblichen Bruders, oder eines Pflegebruders, oder eines treuen Dieners, eine schöne Prinzessin. Auf der Heimreise hört der Bruder oder Freund Vögel oder Stimmen, die sich von Gefahren, meist von drei Gefahren unterhalten, denen der Königssohn nach der Landung und in der Hochzeitsnacht ausgesetzt sein wird; zwar kann er von einem treuen Freund, der die Gefahren kennt, davor geschützt werden, aber der Freund darf ihn weder warnen, noch auch, nachdem er die Gefahren von ihm abgewendet, ihn darüber aufklären, sonst wird er zu Stein. Der Bruder oder Diener beseitigt nun wirklich glücklich die Gefahren, geräth aber gerade dadurch in den Verdacht, ein Feind des Königs zu sein, von dem er sich nur durch die Erzählung dessen, was er von den Vögeln gehört, befreien kann, wodurch er freilich zu Stein verwandelt wird. Entsteinert kann er nur dadurch werden, daß der König seine Kinder tödtet und mit ihrem Blut den Stein bestreicht.

Diese ganze Grundform ist nun bisher in Indien noch nicht aufgefunden worden, wohl aber ein Theil und zwar der wichtigste, an den alles Andere sich leicht anschließen konnte, nämlich die drei drohenden Gefahren, die ein Freund oder Diener auf übernatürliche Weise erfährt und vor denen er zwar glücklich seinen Herrn bewahrt, dadurch selbst aber in den Verdacht der Untreue und des Verrathes geräth.

Zwei indische Fassungen dieser Geschichte sind bis jetzt und zwar erst in neuester Zeit bekannt geworden.

Es existirt eine in tamulischer Sprache geschriebene, im 17ten Jahrhundert verfaßte Geschichte, die aber offenbar Bearbeitung einer älteren indischen Geschichte ist, welche vor zehn Jahren ein zum Christenthum bekehrter Bramane Christian Rama Ayen in's Deutsche übersetzt hat *). Nach dieser Geschichte hört einer der vier Mi-

*) Vier Geheimrath-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem frühern Braminen Christian Rama Ayen. Hamburg, Selbstverlag des Verf. 1865. Vgl. Benfey Pantschatantra I, 416.

nister eines indischen Königs eines Nachts in der Nähe des Tempels der Schutzgöttin der Stadt lautes Weinen und Schluchzen. Er begibt sich in den Tempel und die Göttin — diese selbst nämlich ist die Weinende — entdeckt ihm, daß sie darüber weine, daß dem trefflichen König am nächsten Tage drei große Gefahren bevorständen; gelänge es einem aber, sie abzuwenden, so werde der König noch hundert Jahre glücklich regieren. Die Gefahren sind diese: das Volk wird ihm die Erstlinge des Reises darbringen, aber Schlangen haben ihr Gift hineinfließen lassen; ferner ein benachbarter König wird einen mit Backwerk gefüllten Schlauch senden, dieser aber enthält zugleich Pfeile, welche den König bei Eröffnung desselben tödten sollen; endlich wird sich in der Nacht eine giftige Schlange von der Decke des Schlafzimmers herniederlassen und den König tödten. Die beiden ersten Gefahren wendet der treue Minister ziemlich leicht ab. Um die dritte abzuwenden, schleicht er sich in das Schlafgemach der Majestät, die Schlange kommt und er hackt sie in Stücken, aber ein Tropfen des giftigen Blutes war auf den Busen der schlafenden Königin gefallen. Schnell kratzt er mit dem Nagel seines kleinen Fingers das Blut ab und hackt sofort sich selbst den Finger, der den Busen der Königin berührt hat, ab. Indessen ist aber die Königin erwacht und klagt den Minister eines Angriffs auf ihre und des Königs Ehre an, doch es gelingt ihm, sich glänzend zu rechtfertigen.

In dieser Darstellung fehlt unbegreiflicher Weise der Umstand, daß der Minister dem König von den Gefahren, wenigstens bevor sie abgewendet sind, nichts sagen darf.

Eine zweite indische Fassung ist uns seit Kurzem durch Professor Brockhaus in Leipzig bekannt geworden *). Sie findet sich in der größten der indischen Erzählungssammlungen, welche Somadeva Bhatta, der um das Jahr 1100 nach Christi Geburt am Hofe zu Kaschmir lebte, unter dem Titel „das Meer der Erzählungsströme" nachweislich aus weit älteren, zum Theil für uns verlorenen Sammlung zusammengestellt hat. Somadeva erzählt, wie ein Königssohn mit einem Kaufmannssohn in innigster Freundschaft lebt. Auf der

*) Berichte der phil. historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1860, S. 117 ff. Vgl. auch Benfey im Orient und Occident 1, 374.

Reise zu seiner Braut schläft der Prinz Nachts auf dem Lagerplatz ein, ohne eine eben begonnene Erzählung zu beenden. Der Kaufmann, der neben ihm wachend liegt, hört auf einmal eine Stimme, welche ruft: „Weil dieser Elende eingeschlafen ist, ohne seine Erzählung zu vollenden, soll er morgen ein Halsband finden, und wenn er es umlegt, soll es ihn erwürgen!“ Eine zweite Stimme ruft: „Sollte er der Gefahr entrinnen, so soll er einen Amrabaum zu Gesicht bekommen, dessen Früchte, wenn er sie ißt, ihm den Tod bringen!“ Eine dritte: „Sollte er auch dieser Gefahr entgehen, so soll das Haus seines Schwiegervaters, wenn er's betritt, ihm auf das Haupt fallen!“ Eine vierte endlich ruft: „Sollte er auch dieser entrinnen, so soll er Abends in der Brautkammer hundert mal niesen und wenn ihm dann nicht hundert mal „zur Gesundheit!“ zugerufen wird, so muß er sterben. Sollte aber Jemand unsre Verwünschungen hören und ihn warnen, der wird sterben!“ Am folgenden Tag nun verhindert der Kaufmannssohn mit leichter Mühe, daß der Prinz das Halsband aufhebt und die Amrafrüchte ißt, und wie derselbe das Haus seines Schwiegervaters eben betreten will, reißt er ihn zurück und das Haus stürzt ein. Endlich schleicht er sich auch in das Brautgemach, und als der Prinz hundert mal niesen muß, sagt er leise hundert mal bei sich „zur Gesundheit!“ Wie er aber dann sich wieder wegschleichen will, bemerkt ihn der Prinz und, von Eifersucht befangen, läßt er ihn fesseln. Am Morgen darauf, wie er hingerichtet werden soll, erzählt er dem Prinzen den ganzen Hergang, und das eingestürzte Haus gibt diesem den Beweis von der Wahrheit der Aussagen des Freundes, den er nun noch mehr als zuvor werth hält.

Nicht gerade eine dieser beiden indischen Fassungen, aber eine ähnliche ist offenbar die Grundlage der europäischen Märchen. Die drohenden Gefahren sind in beiden indischen Fassungen verschiedene, aber in beiden soll die letzte im königlichen Schlafgemach drohen und deshalb muß der Getreue das Schlafgemach betreten. Ebenso in allen europäischen Fassungen, und zwar soll in ihnen, wie in der tamulischen eine Schlange den König im Schlafgemach tödten soll, ein Drache den König verschlingen. Ja der in der tamulischen vorkommende Umstand, daß der treue Diener mit seinem Finger den

giftbefleckten Busen der schlafenden Königin berühren muß, mag auch in der den europäischen Märchen zu Grunde liegenden indischen Fassung vorgekommen sein, jedenfalls erinnert es sehr daran, wenn im Grimm'schen Märchen der treue Johannes den Busen der ohnmächtigen Königin mit dem Munde berühren und die Tropfen daraus saugen muß. In Bezug auf die seltsame Verwünschung bei Somadeva mit dem hundertmaligen Niesen erinnere ich daran, daß in ähnlicher Weise mehrfach in Deutschland erzählt wird, wie umgehende ruhelose Gespenster nur dann erlöst werden, wenn Einer, der ihnen begegnet, zu ihrem hundertmaligen Niesen hundert male „Gott helf!" sagt.

Indem nun in dem indischen Grundmärchen die schlimmste Gefahr im ehelichen Schlafgemach droht, lag es bei der Weiterbildung des Märchens nahe, eine Brautfahrt damit zu verbinden, auf welcher der treue Diener bei Erwerbung der Braut eine wesentliche Rolle spielt. Daß der Prinz, wie dies in mehreren europäischen Fassungen vorkömmt, sich in ein Bild verliebt, bildet auch für sich den Inhalt einer indischen Erzählung *) und wird deshalb wohl auch schon in der indischen Grundform unseres Märchen vorgekommen sein. Ebenso vielleicht auch die eigenthümliche Art der Entführung zu Schiffe und in Kaufmannsverkleidung, wenigstens kömmt diese Entführungsart in einem russischen Volksmärchen vor, das seinem übrigen Inhalt nach nachweislich aus Indien stammt **). — Die Verwandlung des getreuen Freundes in Stein ist schwerlich in das Märchen gebracht worden, ohne daß zugleich auch die Wiederbelebung durch das Blut der Kinder des Königs dazu kam, und diese ist wahrscheinlich erst im Abendlande dazu gekommen und zwar aus der im Mittelalter viel behandelten schönen Dichtung von Amicus und Amelius, welche die höchste Freundestreue und Aufopferung schildert und darin gipfelt, daß Amicus aussätzig wird und Amelius seine Kinder tödtet, um den treuen Freund vom Aussatz zu heilen, denn nach einem alten weit verbreiteten Glauben, der sich schon im alten Aegypten findet und dem wir in der Legende vom Kaiser Constantin und in dem bekannten altdeut-

*) S. Benfey Pantschatantra 1, 417.
**) S. Benfey a. a. O. S. 418.

schen Gedicht Hartmann's von Aue vom armen Heinrich begegnen, wurde jene furchtbare Krankheit nur durch das Blut unschuldiger reiner Kinder geheilt *). Natürlich werden in der Dichtung von Amicus und Amelius zur Belohnung der Freundestreue von Gott die geopferten Kinder wieder belebt, wie dies auch in unserm Märchen geschieht. Durch die Opferung der Kinder ist das Märchen ebenso wie die Dichtung von Amicus und Amelius zu einer Verherrlichung gegenseitiger höchster Treue und Aufopferung geworden, während die indischen Grundlagen nur einseitig die opferbereite Treue des einen Freundes oder des Dieners schildern, und hier hätten wir einen von den vielen Fällen, in denen unsere Volksmärchen keineswegs als Entstellung und Verschlechterung, sondern als Erweiterung und Vertiefung der indischen Grundlage erscheinen.

*) Vgl. den Aufsatz von Selig Cassel „Zum armen Heinrich Hartmann's von Aue" im Weimarischen Jahrbuch 1, 408 ff.

ihrer Gestalt Hartmann's von Aue vom armen Heinrich begegnen, wo bekanntlich die furchtbare Krankheit des Ritters durch das Blut unschuldiger reiner Kinder geheilt*) werden soll. Wie nämlich in der Dichtung von Amicus und Amelius zur Belohnung der Freundestreue dem Gott die geopferten Kinder wieder belebt, wie dies auch in unserem Märchen geschieht. Auch die Opferung der Kinder ist das Märchen ebenso wie die Dichtung von Amicus und Amelius zu einer Verherrlichung gegenseitiger heiliger Treue und Aufopferung geworden, während die indischen Grundlagen nur einseitig die opferbereite Treue des echten Freundes oder des Dieners schildern, und hier hätten wir einen von den vielen Fällen, in denen unsere Volksmärchen keineswegs als Entstellung und Verschlechterung, sondern als Erweiterung und Veredlung der indischen Grundlagen erscheinen.

*) Vgl. den Aufsatz von Felix Liebrecht: „Zum armen Heinrich Hartmann's von Aue" im germanischen Jahrbuch I, 303 ff.

Der Grenzlauf.

(Nach Grimm: Deutsche Sagen, 2. Bd.)

Von

Karl Litner.

Was regt dort auf der Wiese
Die Sennerschaar zum Streit?
Die drohen jetzt, und diese
Stehn schon zum Kampf bereit.
Wie sie die Fäuste ballen!
Schon rühren sie den Fuß,
Sich wüthend anzufallen
Mit feindlich wildem Gruß.

Da tritt hervor aus jenen
Ein Mann von Hochgestalt;
Man möchte jung ihn wähnen,
Schölt' nicht sein Haar ihn alt:
Sein Antlitz gleicht der Firne
Im ros'gen Morgenschein;
Doch ob der heitern Stirne,
Da liegts, wie Schnee so rein.

Der tritt herfür und redet
Sie an mit lauter Stimm':
„Daß ihr so lang' befehdet
Euch Männer, das ist schlimm!
Allein, es gilt die Scheide
Der zwei Kantone hier:
Daß keiner dabei leide,
Verlangt Recht und Gebühr.

Doch stets sich nur zu raufen,
Zu balgen Tag für Tag,
Heißt, tücht'ge Beulen kaufen
Für einen tücht'gen Schlag.
Ja, würden nur die Beulen
Grenzsteine, möcht's noch gehn!
Doch müßten auch als Säulen
Die Raufer bleiben stehn.

Und, da wohl keiner möchte
Des Spaßes sein gewillt:
So führ' Vergleich zum Rechte,
Das jetzt wie fürder gilt.
Seid ihr es nun zufrieden,
So sei's von mir gewagt,
Und der Vertrag beschieden." —
Sie riefen: ‚Sagt nur, sagt!" —

„Ihr Urner und ihr Glarner,
Sucht jeder einen Hahn,
Der sei der rechte Warner
Zu eurem Unterfah'n;
Den besten Felsenklimmer
Aus jeder Mitt' euch wählt,
Dem es an Schnelle nimmer
Und nicht an Kräften fehlt.

Und wenn im Herbst die Gleiche
Von Tag und Nacht ersteht,
In jeglichem Bereiche
Der rechte Hahn nun kräht:
Soll jeder Senner wandern
Alsbald von seinem Haus;
Wo einer trifft den andern,
Das macht die Grenze aus." —

„So sei der Zwist entschieden!" —
Rief jetzt die ganze Schaar;
„Wir sind das gern zufrieden,
Nun kost' es mehr kein Haar! —
Hab Dank, Du alter Senner
Für Deinen guten Rath!" —
Drauf gingen still die Mäner,
Ein jeder seinen Pfad.

Und die von Glarus mästen
Wohl einen tücht'gen Hahn;
Der Sache schien's am besten,
Wenn sie genährt ihn sah'n.
Die Urner aber ließen
Den ihren hungern sehr,
Weil Viel' es besser hießen:
Er krähe desto eh'r.

Und wählten einen Senner,
Der Allen war bekannt
Wohl als der beste Renner
Im ganzen Urnerland.
Die Glarner aber riethen,
Sie riethen hin und her,
Wem sie es durften bieten,
Denn mancher trug Begehr.

Da stellte sich, zu schlichten
Den Streit, der Alte hin
Und sprach: „Nehmt mich! Mit nichten
Zu alt und schwach ich bin!
Ich denke baß zu wagen
Das Stücklein, meiner Treu!
Die alten Knochen tragen
Daran sich nicht entzwei!

Ihr kennt den alten Werner:
Er that manch guten Lauf,
Und nähm' es auch wohl ferner
Mit Vielen von euch auf! —
Hört mich! — und laßt es gelten —
Laßt mit den Kämpen sein;
Es soll euch, bei St. Velten,
Auch wahrlich nicht gereu'n!" —

Da standen sie und schauten
Bedacht einander an.
„Viel sind, die sich's getrauten,"
Sprach da ein derber Mann.
„Doch, wo zu Viele rühren,
Verdirbt gar oft der Brei:
Magst Du's zum Ausgang führen —
Hier unsre Hand! — es sei! —"

Und als die Dämmer kommen
Des Tags, den sie ersah'n:
Da kräht zu Uri's Frommen
Zuerst der magre Hahn.
Der fette mochte strecken
Sich noch in träger Ruh;
Die Glarner sah'n mit Schrecken
Des Lichtes Wachsen zu.

Und als er endlich krähte,
Da brach auch Werner auf;
Scharf wie sein Auge spähte,
War seiner Füße Lauf.
Hat nicht der Urner Läufer
Zuviel des Wegs voraus:
Es endet wohl sein Eifer
Mit Ehren noch den Straus!

Wie sich die Augen wälzen!
Wie rührt sich Arm und Fuß! —
Er sieht des Scheidecks Felsen;
Tief athmet er ihm Gruß.
Weh! — über'n Giebel tauchen
Sieht er ein Haupt herauf!
Vor'm Blick scheint's ihm zu rauchen —
Die Angst beschwingt den Lauf. —

Denn schon von Berges Mitten
Winkt ihm der Gegner zu,
Der bald, nach wenig Schritten,
Hart vor ihm steht im Nu.
Und Sinn und Kraft verlierend,
Sinkt in die Knie er schier,
Als jener triumphirend
Rief: „Hier die Grenze! — hier! —“

Und Werner, kaum ermannet,
Spricht drauf nach kurzer Rast:
„Sei ich um des verbannet,
Was Du erübrigt hast!
Doch, sei gerecht und billig,
Nachbar, und gieb mir hier,
Ein Stück des Wegs freiwillig,
Den Du voraus vor mir!“ —

„Was ich gewann — mit Ehren
Gewann ich's," sprach der Mann;
„Doch will ich Dir gewähren,
Was Recht gewähren kann:
Soviel magst noch gewinnen,
Wenn Du Verlangen hegst,
Als Du bergan von hinnen
Mich noch am Halse trägst!" —

Und Werner eine Weile
Seltsam den Blick erhob;
Drauf er den Mann in Eile
Auf seinen Rücken schob.
Noch ein Stück Land erringt er
Den Seinen zum Gewinn;
Doch plötzlich stockt er — sinkt er —
Todt auf den Boden hin.

Ein Bächlein zeigt die Stelle
Noch heute, wo er sank;
Noch rieselt seine Welle
Dem Braven leisen Dank.
Gar mancher tritt zum Rande,
Sinnt tief, und fragt bewegt:
Wer wohl, dem Vaterlande
Zum Heil, noch todt sich trägt?! —

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.